Die Zukunft.

Berlin, den 19. August 1899.

Der Kaiser-Kanal.

Ueberwältigend schön nannte, in einem an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz gerichteten Telegramm, der Deutsche Kaiser den ihm von den Städten Remscheid und Solingen und vom bergischen Landvolk bereiteten Empfang. „Ueberwältigend, großartig, herzlich und ungekünstelt" hatte er vorher im dortmunder Rathhause den Empfang genannt, den die Bürgerschaft der Rußstadt dem zur Einweihung des Dortmund-Ems-Kanals herbeigeeilten Monarchen bereitet habe. Und überwältigend scheint auf die im dortmunder Hafen Versammelten auch die Rede gewirkt zu haben, die der Kaiser ihnen hielt. Im Deutschen Reich war es bisher nicht üblich, dem höchsten Vertreter der Nation, wenn er öffentlich sprach, mit Kundgebungen irgend welcher Art ins Wort zu fallen; die Hörer pflegten das Ende solcher Reden abzuwarten und dann erst ihrem Empfinden den Ausdruck zu suchen. In Dortmund war es anders: der Kaiser wurde durch Bravorufe, durch „stürmischen", „sehr stürmischen" Beifall und „erneutes Bravo" unterbrochen. Diese neue, seltsame Sitte wird sich hoffentlich nicht einbürgern; sonst könnten wir eines Tages das widrige und beschämende Schauspiel erleben, daß Deutsche, die mit dem von ihrem Kaiser Gesagten unzufrieden sind, seine Rede mit Aeußerungen des Unwillens, mit Murren oder gar mit Zischen begleiten. In Dortmund war durch den aufgewandten Empfangsapparat die Stimmung wohl ins Hundstägige gesteigert worden: ganze Schwärme von Brieftauben durchschwirrten die sommerlich leuchtende Luft, Fahnen und Laubwerk schmückten die Straßen, das Bier aus den Kellern der Union- und Löwenbrauerei floß gewiß nicht allzu spärlich in die dürstenden Kehlen und die drei-

hundert Posaunenbläser, die, wie gemeldet wurde, den Kaiser begrüßten, mögen mit ihrem Gedröhn die Nerven mächtig gerüttelt haben. Es wäre interessant, einmal festzustellen, wer solche dem germanischen Wesen sonst fremde „Huldigungen" ersinnt; daran, daß sie auf den Sinn des Monarchen irgendwie tiefer wirken könnten, darf man natürlich nicht denken; aber sie entstellen für kurze Stunden leicht die Grundstimmung einer Bürgerschaft, die unter dem Eindruck des Schaugepränges steht. Das ließe sich ertragen, wenn, wie auf den Zwiebelduft die Thräne, auf den Rausch nicht der Katzenjammer folgen müßte. Welchen Begriff soll der Kaiser von der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit seiner Landsleute bekommen, wenn Dortmund, Remscheid, Solingen, wenn die bergisch-westfälischen Grenzbezirke, wo die „jubelnde Begrüßung der Bevölkerung" ihn „erkennen ließ, wie treu die Herzen ihm entgegenschlagen", wieder sozialdemokratische Abgeordnete in den Reichstag schicken? Wird der Empfang beim Kanalfest ihm dann noch „ungekünstelt" scheinen? Oder wird es unverantwortlichen Rathgebern gelingen, den verhängnißvollen Glauben zu nähren, die treue, dem König begeistert zujauchzende Bevölkerung sei durch einen Hetzerhaufen verleitet, dem man, um den Bürgerfrieden und die Rechtsordnung zu sichern, nur mit des strafenden Schwertes Schärfe an den Leib zu rücken brauche?

Nun sollte man glauben, die „öffentliche Meinung", von deren Weisheit wir immer so viel hören und deren wichtigstes Organ ja wohl die Presse sein soll, werde den Ueberschwang einer Stunde des Rausches sänftigen, Irrthümer korrigiren und den Glanz festlicher Freudenfeuer dämpfen. Den Dortmundern sind siebenzig Millionen Mark für den Bau einer Wasserstraße bewilligt worden, von der sie einen gewaltigen Aufschwung ihres wirthschaftlichen Lebens, eine beträchtliche Mehrung ihres Geschäftsprofites erhoffen; da ists kein Wunder, daß sie, bei Orgelton und Glockenklang, bei Böllerschüssen und Posaunengedröhn, die gewohnte Nüchternheit verlieren, von billigem Bier und noch billigerer Feiertagsbegeisterung sich das Hirn umnebeln lassen und den Himmel, zu dem ihr Blick dem Brieftaubenschwarm folgt, wie man trivial sagt, „voller Geigen sehen". Für die anderen Deutschen aber, die nicht in Dortmund, Remscheid, Solingen oder an einem anderen Ort des bergischen Landes wohnen, sollte die Eröffnung einer neuen Wasserstraße die nüchternste Sache von der Welt sein, eine Sache, bei der man sich nur zu fragen hat, ob sie nützlich wirken und kaufmännisch rentabel sein wird. Daß in solchen Dingen die Hoffnung recht häufig trügt, lehrt die Geschichte des Nord-Ostsee-Kanals. Als er vor vier Jahren in Hochsommerhitze er-

öffnet wurde, hieß es, ein weltgeschichtliches Werk von unschätzbarem Werth sei vollbracht, Jubelchöre durchhallten die Luft und dem froh lauschenden Volk ward verkündet, es dürfe auf einen Jahresverkehr von mindestens elf Millionen Registertons in dem neuen Kanal mit Sicherheit zählen. Drei Jahre später umfaßte der Verkehr noch nicht viel mehr als $2^1/_2$ Millionen Registertons. Doch diese enttäuschende Erfahrung ist längst schon wieder vergessen. Jetzt wird von dem Mittellandkanal das Heil Deutschlands erhofft und von anderen Projekten, deren Durchführung des Monarchen weithin schallende Stimme verheißen hat: der Lauf der Oder soll regulirt, die nordpreußischen Provinzen und Schlesien sollen dem Meer verbunden, die Landwirthe des Ostens durch „große Wasserarbeiten" in ihrer heute schlecht rentirenden Thätigkeit gefördert werden. Sehr schön; und welchen unerschöpflichen Quellen entfließt das zu solchem Aufwand nöthige Geld? Danach wird nicht erst lange ängstlich gefragt. Die selben Politiker, die sonst die ärgste Pfennigfuchserei treiben und deren Ruhm sich auf ihre kalkulatorische Sparmeisterschaft gründet, scheinen jetzt gar nicht daran zu denken, ob der Finanzwirthschaft des armen preußischen Staates zugemuthet werden darf, so ungeheure Summen in die Wasserstraßen zu werfen. Sie sind von dem Wonnejauchzen aus dem bergisch-westfälischen Land offenbar auch „überwältigt". Und ihre Organe rufen durch alle Gassen, eine Kanalfrage gebe es nicht mehr, denn der Kaiser und König habe gesprochen und seinem Wort müsse jeder gute Bürger, müsse insbesondere der seinem König angeblich bis in den Tod treue Agrarier sich willig fügen.

Der Kaiser und König hat gesprochen. Sachlich und wirksam. Er ist überzeugt, daß „der Ausbau unserer großen Wasserstraßen segensreich sein wird", ist „fest und unerschütterlich entschlossen", ihn ins Werk zu setzen, und hofft, der Landtag werde noch in diesem Jahr die dazu erforderlichen Mittel bewilligen. Freilich fürchtet er auch, es werde „schwierig sein, solche neuen, großen Gesichtspunkte schnell in die Bevölkerung hineinzubringen und das Verständniß dafür zu erwecken". Wer diese Sätze unbefangen liest, wird zu der Ansicht kommen, daß der König geneigt ist, der Volksvertretung die zum Entschluß nöthige Zeit zu gönnen und die Entscheidung über das Kanalprojekt vielleicht um ein paar Monate zu vertagen. Liberale Lakaien erläutern den Sinn der dortmunder Rede anders; der Kaiser, sagen sie, heischt sofortige Entscheidung und wird Jeden zerschmettern, der seinem Wunsch widerstrebt. Die armen Narren, die wüthiger Haß gegen die Agrarier in die Irre lockt, ahnen nicht, wie bald ihre sonderbare Auffassung konstitutioneller Zustände gegen

sie selbst geltend gemacht werden kann. Ihr Jubel umheult eine Rede, in der von „Unterthanen" gesprochen wird — obgleich der Begriff der Unterthänigkeit mit der Feudalzeit verschollen ist —, in der Wilhelm der Erste wieder einmal der Schöpfer des Reiches heißt — obgleich die Geschichtschreibung längst festgestellt hat, daß der liebenswürdige, bescheidene und arbeitsame alte Herr nur widerwillig der als höher erkannten Intelligenz auf den Weg zur Einheit der deutschen Stämme folgte —, und an deren Schluß der befremdende Satz steht, das Deutsche Reich „gehorche einem Willen", — das Reich, dem die Verfassung keine monarchische Spitze gab und in dessen Gefüge der Wille des Kaisers sich mit dem Willen der übrigen im Bundesrath vertretenen Bundesfürsten und der Wille des Bundesrathes sich mit dem Willen des Reichstages abzufinden hat. Das weiß der Kaiser, wenn ers in flüchtiger Redewendung auch zu vergessen scheint, und er hat oft schon bewiesen, daß diese Beschränkung seiner Macht ihn nicht unerträglich dünkt. Den Leuten aber, die als ihr allerheiligstes Gut stets die Verfassung preisen, für die sie, sie ganz allein, mannhaft und „unentwegt" gestritten haben, und die stolzen Antlitzes auf die stattliche Schaar der Freiheitkämpen in ihren Reihen deuten, diesen heruntergekommenen Profitfechtern drängt sich beim Hören solcher Rede kein Wörtchen des Widerspruches auf die Lippe. Blut ist geflossen, auf daß dem Volk die Mündigkeit und das Recht freier Selbstbestimmung werde; dem Genius wurde, weil sein Walten die königliche Macht stärkte, das politische Leben erschwert und verbittert; Jahrzehnte hindurch tobte um die Verfassung und um die Art, wie sie von den verschiedenen Machtfaktoren ausgelegt wurde, ein heißer, die Volkskraft lähmender, die deutsche Zukunft Preußens gefährdender Kampf. Und nun? ... Nun sieht wohl jeder nicht durch die Parteibrille getäuschte Blick, daß es ein Kampf für ein Klasseninteresse war, nicht, wie es dem Betrachter der Oberfläche scheinen mochte, der Kampf für ein Ideal. Vor einem Halbjahrhundert sprach Bruno Bauer, der auf dem von Hegel zu Marx führenden Wege sozialkritische Umschau hielt, das Prophetenwort: „Jene Bürgerklasse, die für die neuere Geschichte ein so furchtbares Gewicht erhalten sollte, ist keiner aufopfernden Handlung, keiner Begeisterung für eine Idee, keiner Erhebung fähig; sie giebt sich für nichts hin als für das Interesse ihrer Mittelmäßigkeit und siegt endlich nur durch ihre Massenhaftigkeit, mit welcher sie die Anstrengungen der Leidenschaft, der Begeisterung, der Konsequenz zu ermüden wußte. Sie hat die revolutionären Ideen, für welche nicht sie, sondern uneigennützige

oder leidenschaftliche Männer sich aufopferten, sich allein zu Gute kommen lassen, den Geist in Geld verwandelt. Freilich, nachdem sie jenen Ideen die Spitze, die Konsequenz, den zerstörenden und gegen allen Egoismus fanatischen Ernst genommen hatte." Das klang ehedem paradox: aber jetzt bestätigt es die Zeit. Denn jetzt würde die Bourgeoisie, der Bauer Herz und Nieren prüfte, gern sich sogar mit dem hüllenlosen Absolutismus abfinden, wenn er ihre Geschäfte besorgte.

Sie wird sich ihres Kanals freuen dürfen; die ernste wirthschaftliche Frage wird, wie es die Parlamentariersitte will, zum Gegenstande der Schachermachei erniedert und ihr wird auf dem Wege des Feilschens und Bietens die Antwort gefunden werden, mag der Bieter nun Miquel, Rheinbaben oder Jenke heißen. Im politischen Katechismus der Völker aber lautet ein Satz: Du sollst den Namen Deines höchsten Repräsentanten nicht mißbrauchen, nicht unnützlich führen. Daß der Kaiser an die Segen spendende Wirksamkeit seiner Wasserbaupläne glaubt, wissen wir, eben so aber auch, daß seine Meinung, „der Austausch der Massengüter im Binnenlande lasse sich nur auf dem Wasser bewerkstelligen", von Sachverständigen mit nachdrücklicher Entschiedenheit bestritten wird und daß die Verkehrspolitik einer Zeit, die über den Dampf und die Elektrizität, über den ganzen Bereich der in Akkumulatoren aufzuspeichernden Energien verfügt, von den dem Enkel heiligen Errungenschaften der Kurfürstentage nicht viel mehr zu lernen hat. Soll eine solche Zeit eine halbe Milliarde Projekten opfern, die bald vielleicht von der technischen Entwickelung überholt und rückständig scheinen werden? Soll ein Volk, dessen jungem Empfinden ein ganz, ganz anderes Ideal vorschwebte, nun das Ziel seiner Sehnsucht in Belgien suchen, in der Rolle des billigsten Fabrikanten und Händlers die Befriedigung seines Ehrgeizes finden und jubelnd das schnelle Fortschreiten der Industrialisirung und Proletarisirung begrüßen? Giebt es in einem Lande, dessen Ostmark dem nationalen Besitz kaum noch zu erhalten ist, für dreihundert Millionen nicht eine bessere, dringendere Verwendung, als es die für einen Kanal wäre, der das Uebergewicht des industriellen, auf Kosten der Volkskraft bereicherten Westens ins schwer Erträgliche steigern müßte? . . . Es wäre ruchlos, wollte man den Monarchen mit der Verantwortlichkeit belasten, die der Komplex solcher Fragen den zu ihrer Beantwortung Berufenen aufbürden wird. Der Kaiser soll sich im Privatgespräch neulich darüber beklagt haben, daß er allzu oft genöthigt sei, seine Minister zu decken, die ihm doch Deckung gewähren sollten, und daß so, sehr wider seinen Willen, der Schein entstehe, er mische sich in alle Angelegen-

heiten. Diese Klage ist vom Herausgeber der „Zukunft“ seit sieben Jahren sehr häufig, nicht selten fast mit den selben Worten, ausgestöhnt worden; weil er ihr nach seiner besten Einsicht den verständlichsten Ausdruck suchte, sitzt er seit dem zehnten Maitage hinter Wall und Graben. Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land aber bläst die Bäckchen auf und tutet die Botschaft ins Land, dem Wort des Kaisers, der sich selbst doch nicht für den in Verkehrsfragen Sachverständigsten hält, müsse sich Jeder männiglich fügen. Dreihundert Posaunen dröhnen uns diese Weisheit ins Ohr, ein dichter Brieftaubenschwarm flattert, mit bedruckten Blättern im Schnabel, empor, Böller donnern und Glocken läuten. Ist der Anblick nicht „überwältigend schön“?

Ellen Key und die Frauenfrage.

Die Frauenbewegung krankt an zwei Uebeln: das eine besteht darin, daß sie fast ausschließlich von Frauen und, was noch schlimmer ist, von Frauenvereinen getragen wird; das zweite beruht auf der Thatsache, daß sie zwar die „Lösung“ der Frauenfrage zum ausgesprochenen Ziel hat, der Begriff der Frauenfrage selbst aber nicht nur bei ihren Gegnern und ihren Anhängern, sondern auch bei den Anhängern ihrer verschiedenen Richtungen ein durchaus verschiedener ist. Gegen das erste Uebel mit seinen Folgeerscheinungen — Einseitigkeit, Härte, Unnatur — wandten sich Frauen wie Laura Marholm und Lou Andreas-Salomé, ohne dabei selbst die Klippe einseitiger Uebertreibung zu vermeiden. Dem Zukunftideal radikaler Frauenrechtlerinnen — dem Weibe, das, wie der Mann, in Amt und Würden steht, wie er denkt und schafft und dessen Geschlechtsleben zu untergeordneter Bedeutung herabsinkt — stellten sie ihr Ideal gegenüber: die Frau mit der unverfälschten „Weibnatur“, das „Weibthier“, das nur liebt, gebärt und säugt. Die Anhängerinnen der Frauenbewegung sehen daher in ihnen ihre schlimmsten Gegnerinnen und sind blind für das Stück gesunder Natur, das sich hinter ihren Deklamationen verbirgt und von dem eine ungeahnte Heilkraft ausgehen könnte. Neuerdings wird auch Ellen Key zu ihnen gerechnet, denn auch sie betont die Verschiedenheit des männlichen und des weiblichen Wesens, auch sie stellt die Liebe und die Mutterschaft wieder in den Mittelpunkt des Lebens der Frau und wendet sich energisch gegen jede öde Gleichmacherei. Was sie aber vor den beiden anderen Frauen auszeichnet und ihren Ideen Bedeutung verleiht, so daß nur

Zeloten im Stande sein können, sich ihrer Wirkung zu entziehen, ist der Umstand, daß sie nicht als Gegnerin, sondern als überzeugte Anhängerin der Frauenbewegung auftritt. Sie versucht nicht, den ganzen Baum auszureißen, weil seine Zweige erkrankten: sie führt ihm nur kräftige Nahrung zu. Sie sieht aber auch nicht nur das eine Uebel. Eine Bewegung, die sich die Aufgabe stellt, auf eine Frage, ohne sich über ihren Inhalt klar zu sein, die Antwort zu suchen, kann nicht zum Ziele führen; ihre innere Zerfahrenheit wird sie daran hindern. Die Frauenbewegung, die oft den Eindruck eines an beiden Seiten bespannten Wagens hervorruft, liefert dafür den deutlichsten Beweis. Nach Eduard von Hartmann ist die Frauenfrage eine Jungfernfrage; der rechte Flügel der Frauenbewegung sieht in ihr hauptsächlich eine Erwerbsfrage; Andere rücken sie wieder in das Licht einseitiger sittlicher oder religiöser Betrachtungweise; die Radikalen bezeichnen sie kurzweg als eine soziale Frage. Durch das Alles werden aber entweder nur einzelne Seiten von ihr erklärt oder es sind Erklärungen, die selbst wieder der Erklärung bedürfen. Vor Allem aber bezeichnet keine von ihnen den eigentlichen Inhalt der Frauenfrage. Weder durch die Gewährung der vollen Erwerbsfreiheit noch durch die rechtliche und politische Gleichstellung der Frau mit dem Mann kann sie „gelöst" werden — eben so wenig, wie die Arbeiterfrage mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes „gelöst" worden ist —: ihr Problem bleibt bestehen, ja, es vertieft und verschärft sich sogar. Von diesem Standpunkt aus, der die radikalsten Forderungen der Frauenbewegung als selbstverständlich ansieht und ihre gesetzliche Anerkennung sicher voraussetzt, versucht Ellen Key in ihrer geistvollen Schrift „Mißbrauchte Frauenkraft"*) zu einem einheitlichen Begriff der Frauenfrage zu gelangen. Ohne auf die historische Entwickelung der Frauenbewegung näher einzugehen, unterwirft sie ihren heutigen Standpunkt, der im Wesentlichen darauf beruht, die Gleichstellung der Frau mit dem Manne auf Grund der vorausgesetzten Gleichheit der geistigen Begabung beider Geschlechter, zu verlangen, einer scharfen Kritik.

Auf der falschen Voraussetzung, die Gleichwerthigkeit mit Gleichheit verwechselte, beruht thatsächlich das Unheil, das die Frauenbewegung vielfach anrichtete und noch anrichtet. Hätte Ellen Key an der Hand der Geschichte ihre Spuren bis zu den ersten Anfängen verfolgt, sie würde schlagende Beweise dafür gefunden haben. Die weiblichen Gelehrten der Renaissance sahen ihren höchsten Ruhm darin, um ihres männlichen Geistes willen gepriesen zu werden; sie entsagten der Liebe und der Mutterschaft und entäußerten sich dadurch ihrer spezifisch weiblichen Natur, um nur der Wissen-

*) Mißbrauchte Frauenkraft. Ein Essay von Ellen Key. Autorisirte Uebersetzung von Therese Krüger. München, 1898.

schaft zu leben. Das „gelehrte Frauenzimmer“ des deutschen Humanismus stand auf dem selben Standpunkt. Deshalb weiß die Geschichte jener Zeit zwar von manchen bedeutenden Frauen zu berichten, die, was ihr Wissen und ihre Leistungfähigkeit betrifft, Gelehrten zweiten Ranges etwa gleichstanden aber von keinem einzigen weiblichen Genie, das mit den ersten Leuchten der Wissenschaft in eine Linie gestellt werden könnte. So kam es auch, daß tiefer veranlagte Naturen, wie z. B. Anna Maria von Schurmann, Elisabeth von der Pfalz, Christine von Schweden, in dem Konflikt zwischen ihrer niedergedrückten weiblichen Natur und ihrem künstlich erzeugten „männlichen Geist“ schließlich in das entgegengesetzte Extrem verfielen und allen „Wissenskram“ von sich warfen, um in religiösen Schwärmereien ihr Gemüthsleben zu befriedigen.

Aus der an sich richtigen Thatsache, die sich noch durch zahlreiche Beispiele beweisen ließe, daß die Frau bisher, auch da, wo keinerlei äußere Schranken ihr hinderlich waren, in der selbständigen geistigen Produktion hinter dem Mann zurückstand und, sobald sie ihm an Begabung ebenbürtig war, an inneren Konflikten zu Grunde ging, kommt Ellen Key jedoch zu Schlußfolgerungen, die nur theilweise richtig sind. Sie spricht der Frau im Allgemeinen jede geistige Produktionkraft ab und behauptet, daß ihre Begabung nur auf dem Gebiete der Reproduktion, der Assimilirung, des Mitfühlens und Mitleidens liege. Ihre Ansicht sucht sie durch die Behauptung zu begründen, daß die Mutterschaft den Einsatz der ganzen produktiven Frauenkräfte fordere, nur sehr bedeutende Frauen ein geniales Werk daneben zu schaffen im Stande seien, die geistigen Produktionen der meisten Frauen jedoch nur geringwerthig sein würden. Sie vergleicht dabei den Mann, der einen neuen Gedanken, eine neue Kunstschöpfung, eine neue Erfindung hervorbringt, mit dem Weibe, das der Menschheit neues Leben schenkt.

So lächerlich nun auch die Ansicht fanatischer Frauenrechtlerinnen ist — meist solcher, die selbst nie ein Kind gehabt haben —, daß der Einfluß der weiblichen Geschlechtsfunktionen auf das Leben der Frau eben so untergeordnet ist wie der der männlichen auf das Leben des Mannes, so läßt sich doch auch ihr extremer Gegensatz, Ellen Keys Behauptung, nicht aufrechterhalten. Wir wollen einmal von der Thatsache völlig absehen, daß es unzählige alleinstehende, kinderlose Frauen giebt, die also unverbrauchte Kräfte zur Verfügung haben; wir wollen auch den Umstand nicht näher erörtern, daß geniale Produktion auch bei den Männern zu den seltenen Ausnahmen gehört und jedenfalls viel seltener vorkommt als bei den Frauen das Gebären: wir wollen nur untersuchen, ob die Mutterschaft die geistige Produktionkraft bei den Frauen ausschließt. Das ist aber nicht nur eine Frage der Begabung, sondern auch eine der äußeren Lebensverhältnisse. Hat eine Frau

eine Schaar Kinder und ist sie gezwungen, ihre Wirthschaft allein zu führen, so kann ihre geistige Produktionkraft nicht zur Bethätigung gelangen, eben so wie sie der Mann verkümmern lassen muß, der etwa den täglichen Kampf ums Dasein hinter dem Ladentisch, in der Fabrik oder im Bergwerk durchkämpft. Nur außerordentlich geniale Menschen, einerlei, ob Mann, ob Weib, werden sich unter solchen Umständen schließlich doch noch durchzusetzen vermögen. Nehmen wir dagegen eine Frau in guter bürgerlicher Vermögenslage, so stellt sich die Sache sofort ganz anders dar. Zunächst sind drei prinzipielle Fragen zu entscheiden: Ist die mechanische Arbeit der Frau im Hause — Kochen, Stopfen, Nähen u. s. w. — unter allen Umständen werthvoller als ihre geistig-produktive Thätigkeit? Ist jede Frau nur dadurch, daß sie Mutter ist, die beste Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder? Kann sie in all diesen Arbeitzweigen durch kein anderes Wesen ersetzt werden?

Meiner Ansicht nach schädigt eine Frau, deren ganzes Wesen nach geistiger Bethätigung verlangt — und nur eine solche wird, die vergnügungsüchtigen Frauen abgerechnet, den lebhaften Wunsch haben, ihre häusliche Arbeit einzuschränken —, sich selbst, ihren Gatten und ihre Kinder aufs Aeußerste, wenn sie mit bewußtem Opfermuth Arbeiten verrichtet, durch die sie überdies noch Denen Konkurrenz macht, deren Existenz auf ihnen beruht. Das Selbe gilt auch für die Kinderpflege und Erziehung. Gewiß soll die Frau im Hause und besonders in der Kinderstube die Oberaufsicht führen, gewiß soll sie sich viel und eingehend mit ihren Kindern beschäftigen. Aber den schädlichsten Einfluß auf ihre Kinder üben Mütter aus, die in Folge ihrer eigenen Unthätigkeit von früh bis spät mit ihnen spielen und tändeln oder ihre geistige Entwickelung in der Treibhausluft dauernden Zusammenseins unnatürlich fördern. Daraus entstehen jene unselbständigen, altklugen Geschöpfe, die einen blasirten, gelangweilten Eindruck machen, weil sie niemals daran gewöhnt wurden, sich selbst zu beschäftigen, und jene Muttersöhnchen, die in der Schule schon die Zielscheibe des Spottes ihrer Kameraden werden, jene kleinen Haustyrannen, denen sich Alles beugen muß. Es klingt gewiß ergreifend, wenn Ellen Key das Loos der Frau schildert, die sich täglich „von kleinen Kinderhänden, die sie festhalten, losreißen muß", und doch kommt es gerade diesen Kindern zu Gute, wenn sie ihnen und sich diesen Schmerz zufügt, wenn sie sie gewöhnt, einige Stunden des Tages selbständig oder unter anderer Aufsicht als der mütterlichen zu spielen, wenn sie sie früh die Arbeit respektiren lehrt und wenn sie bedenkt, daß sie nicht nur die Mutter der Kleinen, sondern auch die Mutter der Großen und Erwachsenen sein soll. Hat sie ihre Körper- und Geisteskräfte den Kleinen vollständig hingeopfert, dann kann sie dem Jüngling und dem Mann, der Jungfrau und dem Weibe keine Freundin und Helferin mehr sein, dann ist

sie für sie nichts als das „Mütterchen", dem man in Erinnerung an die Kindheit mitleidig zärtliche Liebe weiht, mit der man aber keinerlei Interessen mehr theilt. Aber auch zwischen Mann und Frau tritt eine Entfremdung ein, wenn sie in ihrer sogenannten „Pflichterfüllung" aufgeht. Er nahm sich in ihr ein geistig reges Weib, sie theilte seine Interessen, sie wurde seine Geliebte und seine Freundin. Aber das Haus und die Kinder nehmen bald all ihre Gedanken in Anspruch und schließlich lebt Jeder von ihnen in seiner eigenen Welt. Dabei ist sie unzufrieden und unfroh, wie jeder Mensch, der nicht zur Entfaltung kommt, und vermag auch kein Glück zu verbreiten. Und die Liebe vergeht, die nur mit der häuslichen Prosa genährt wird. Zahllos sind diese Frauen mit den früh gealterten Gesichtern und den müden Augen, diese Armen, die sich selbst geopfert haben. Auch Das ist mißbrauchte Frauenkraft!

Aber Ellen Key meint nicht nur, daß die äußeren Folgen der Mutterschaft die Produktivität auf geistigem Gebiet unmöglich machen, sie behauptet auch — und Das ist die wichtigere Seite der Frage —, daß die Mutterschaft an sich die Möglichkeit geistiger Produktion ausschließt. Sie beruft sich dabei auf das Naturgesetz, wonach man eine große Summe Lebenskraft nicht zu einem Zweck verbrauchen und doch zu einem anderen noch übrig haben kann, und sucht es durch Beispiele zu illustriren: die Muskeln des Athleten entziehen seinem Gehirn Kraft; das Gehirn des Gelehrten entkräftet seine Muskeln; die Tüchtigkeit des Geschäftsmannes wird auf Kosten seiner kontemplativen Tiefe gewonnen; die Phantasie des Künstlers hindert ihn, auf seinen Vortheil im täglichen Leben bedacht zu sein. Lassen wir das letzte Beispiel bei Seite, das vollständig hinkt, da unsere modernen Künstler im Allgemeinen recht gut ihre Kunst in Gold umzusetzen verstehen, so scheinen mir die übrigen nichts weiter zu beweisen, als daß der wüste Konkurrenzkampf um Erwerb, Stellung und Ansehen die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen verhindert und ihn zum Berufs- und Lohnsklaven macht. Kein Naturgesetz verhindert den Gelehrten, seine Körperkräfte auszubilden: es würde vielmehr seinen Geisteskräften zu Gute kommen, thäte er es; kein Naturgesetz verbietet dem Kaufmann, philosophische Gedankenarbeit zu verrichten, aber die äußeren Verhältnisse machen es ihm meist unmöglich. Wenn das Naturgesetz den Sinn hätte, daß die für einen Zweck verausgabte Lebenskraft sich nicht erneuern kann, ja, daß die selbe Lebenskraft durch geistige und körperliche Arbeit absorbirt wird, so wäre die Konsequenz, daß der Mensch in seinem Leben nur einer großen Leistung fähig ist und daß körperliche und geistige Arbeit einander unter allen Umständen ausschließen müssen. Ungefähr das Gegentheil jedoch ist der Fall: eine gelungene Leistung ist zugleich die Geburtstunde der Lebenskraft für eine andere, die Abwechselung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit — ja, auch die Abwechselung zwischen geistiger Arbeit verschiedener

Art — ist die Voraussetzung erhöhter Leistungfähigkeit auf beiden Gebieten. Ellen Key ist uns den Beweis dafür schuldig geblieben, daß die geschlechtlichen Funktionen der Frau ihre geistige Produktionfähigkeit aufheben. Sie kann durch die Verhältnisse unterdrückt werden, eben so wie die Fähigkeiten der Männer durch sie unterdrückt werden können; sie ist bisher nur selten zu originaler Bethätigung gelangt, weil die unrichtige Voraussetzung von der geistigen Gleichheit der Geschlechter und der durch die wirthschaftlichen Zustände der Frau aufgezwungene Konkurrenzkampf mit dem Mann sie in falsche Bahnen lenkte und es ihr fast unmöglich machte, eigene Wege zu gehen; aber sie ist unzweifelhaft vorhanden. Die Mutterschaft ist gerade der Zauberschlüssel, der sie aus den Ketten männlicher Herrschaft befreit. Erst das Weib als Mutter ist das vollendete Weib. Ihr geht eine neue Welt der Erkenntniß auf, in ihr entwickelt sich jene Tiefe und jener Reichthum des Gefühles, der befruchtend auf ihr Geistesleben wirkt und der die — von der männlichen durchaus verschiedene — Art ihrer geistigen Produktion bestimmt. Auch die Art, wie sie produzirt, wie sie ihre Kräfte im Dienst der Allgemeinheit verwerthet, wird sich von der des Mannes unterscheiden müssen. Geschieht Das nicht, so gelangen wir zu jenem Mißbrauch der Frauenkraft, den Ellen Key mit Recht nicht nur als eine Gefahr für das weibliche Geschlecht, sondern auch als eine Gefahr für die Menschheit bezeichnet.

Jede Frau, die heute einen männlichen Beruf ergreift, muß sich zu diesem Zweck den selben Bedingungen unterwerfen wie der Mann: sie muß die selbe einseitige, verblödende Schulbildung durchmachen, das selbe trockene Wissen aufspeichern und die selbe übermäßige Berufsarbeit auf sich nehmen. Wenn schon die geistige Frische des Mannes darunter leidet und die harmonische Ausbildung seiner ganzen Persönlichkeit dadurch unmöglich gemacht wird: um wie viel mehr leidet das Weib, um wie viel größer ist ihr Opfer an individueller Entwickelung, da sich das Berufsleben, wie es heute ist, mit der Mutterschaft nicht vereinigen läßt, sie also auf das Eine oder das Andere verzichten muß! Man hört zwar öfters aus dem gelobten Lande der Frauenemanzipation, aus Amerika, daß eine Advokatin oder eine Aerztin neben ihrer ausgedehnten Praxis eine Schaar Kinder hat, die sie glänzend erzieht, und einen Haushalt, den sie eben so leitet; man kann wohl ohne Scheu ein großes Fragezeichen hinter solche Erzählungen setzen.

Trotzdem darf man das Streben der Frauenbewegung nach der Zulassung des weiblichen Geschlechtes zu den höheren Berufen nicht in Bausch und Bogen verwerfen. Denn leider giebt es eine große Zahl alleinstehender Frauen, die nicht nur Erwerb suchen, sondern auch nach Bethätigung ihrer ungenutzten Kräfte verlangen. Vor Allem aber wird der Sieg der Frauenbewegung auf diesem Gebiet ein mächtiger Hebel des Fortschrittes selbst sein. Der Zwie-

spalt, in den die Frauen durch den Eintritt in die männlichen Berufe nothwendig gerathen, wird sie nicht nur über das Gleichheitphantom, dem sie nachjagten, gründlich aufklären, er wird ihnen auch für die wirthschaftlichen Verhältnisse die Augen öffnen und ihnen zeigen, daß der unsinnig gesteigerte Konkurrenzkampf mit seinem Gefolge von Hast, Einseitigkeit und Ueberbürdung nicht nur das Weib und den Menschen in ihm, sondern auch den Menschen im Mann langsam zu Grunde richtet. Sie werden gerade durch solche Erfahrungen zu Reformbestrebungen neuer sozialer Verhältnisse hingetrieben, die beiden Geschlechtern die Möglichkeit gewähren, sich zu voller Individualität zu entfalten.

Das ist nicht eine leere Hoffnung. Die Gegenwart liefert uns den Beweis dafür; denn während die Frauen des Bürgerstandes noch um ihre Zulassung zu den männlichen Arbeitgebieten kämpfen, hat sich dieser Prozeß unter den Frauen des Proletariates längst vollzogen. Sie arbeiten Schulter an Schulter mit dem Mann, sie sind den selben Bedingungen unterworfen wie er, — und die Folge ist, daß sie mehr und mehr das Widernatürliche ihres eigenen Zustandes, das Menschenunwürdige der Lage ihrer männlichen Arbeitgenossen einsehen und eine soziale Umwandlung nach besten Kräften herbeiführen helfen.

Ellen Key hat dieses Gebiet der Frauenfrage, das gerade für die Beleuchtung ihrer Grundgedanken so wichtig ist, ganz übersehen. Auch sie gehört zu jenen Menschen, die trotz all ihrer Hochherzigkeit, trotz all ihrem Scharfblick über die Grenzen der eigenen Klasse, die ihnen die Welt bedeutet, nicht hinauszuschauen vermögen. Sie spricht von mißbrauchter Frauenkraft und denkt dabei an die verhältnißmäßig kleine Zahl weiblicher Gelehrten, nicht aber an die Millionen Frauen, deren Kraft in den Fabriken und Werkstätten nicht nur mißbraucht, sondern vollständig aufgebraucht wird. Sie polemisirt gegen die Gefahr des Dogmas von der intellektuellen Gleichheit und übersieht dabei die weit größere Gefahr des vom Kapitalismus verkündeten Dogmas der physischen Gleichheit, das die zarte Jungfrau, die werdende Mutter, die Hüterin der Kinder in den Konkurrenzkampf mit dem Mann zwingt. Das ist mißbrauchte Frauenkraft, ist ein Verbrechen wider die Natur, wie es schrecklicher, folgenschwerer nicht gedacht werden kann, und illustrirt das Problem der Frauenfrage drastischer als alle aus den Kämpfen und Leiden der Frauen der Bourgeoisie geholten Bilder.

Wenn Ellen Key am Schluß ihrer Abhandlung für die Frauen das „Recht zu den selben Möglichkeiten einer individuellen Entwickelung" verlangt, wie der Mann es besitzt, wenn sie das nämliche Recht für sie fordert, an der Abfassung der Gesetze theilzunehmen, so scheint sie mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Thatsächlich jedoch berührt sie dadurch den eigentlichen Inhalt der Frauenfrage. Es handelt sich bei ihr nicht mehr darum,

ob den Frauen diese und jene Berufe geöffnet werden sollen, ob ihnen die rechtliche und politische Gleichberechtigung zugestanden werden soll oder nicht — die Entwickelung führt mit Nothwendigkeit überall früher oder später dazu —, sondern es handelt sich darum, wie das natürliche physische und psychische Leben der Frau mit den neuen Anforderungen, die die wirthschaftliche Entwickelung und die Gesellschaft an sie stellt, in Einklang zu bringen ist, ob und welche alten Ideale der Weiblichkeit wir preisgeben, welche neuen wir aufstellen müssen.

Wenige Frauen haben die ernste Bedeutung dieser Probleme so tief erfaßt wie Ellen Key; und noch seltener ist der Muth, ihre äußersten Konsequenzen zu ziehen und auszusprechen. Denn die veränderten Lebensbedingungen fordern nicht nur eine Umwandlung des äußeren Lebens und Schaffens der Frau, sie wirken auch revolutionirend auf Alles, was noch für unerschütterlich feststehend angesehen wird: auf die Form der Ehe, auf den Moralkodex der Gesellschaft, auf die Sittlichkeit im Allgemeinen. Den neuen Sittlichkeitbegriff, von dem Ellen Key in ihrer Abhandlung: „Weibliche Sittlichkeit"*) zunächst spricht, formulirt sie in dem einfachen Satz: „Die Liebe ist sittlich auch ohne gesetzliche Ehe, aber diese ist unsittlich ohne Liebe." Die logische Folge daraus ist, daß sie die gesetzliche Form der Ehe, wie sie heute, lediglich als ein äußeres Zwangsmittel, besteht, bekämpft. Sie vergißt dabei aber, zu berücksichtigen, daß die gesetzliche Ehe eine aus den wirthschaftlichen Verhältnissen entstandene, mit ihnen nothwendig zusammenhängende Einrichtung ist, ohne die das weibliche Geschlecht noch unterdrückter, noch schutzloser gewesen wäre. So lange die Frau nicht ökonomisch unabhängig vom Manne ist, so lange die Sorgen für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder ihr nicht von der Gesellschaft abgenommen oder mindestens erleichtert werden, ist das gesetzliche Band der Ehe eine — wenn auch häufig sehr harte — Nothwendigkeit für sie. Erst auf der Basis der wirthschaftlichen Unabhängigkeit der Geschlechter von einander wird die Abschaffung der gesetzlichen Form der Ehe auch für die Massen der Frauen eine Befreiung, der Schlüssel zu höherem Glück und höherer Sittlichkeit werden.

Unter den Motiven, die zur Auflösung der heutigen Form der Ehe treiben, deutet Ellen Key eins der wichtigsten nur an, das in der individuellen Entwickelung der Frau als Mensch liegt. Je mehr sie fortschreitet, je mehr an die Stelle des bloßen Geschlechtswesens die Persönlichkeit tritt, desto weniger sind die sogenannten glücklichen Ehen aufrechtzuerhalten, die auf der voll-

*) Ellen Key, Essays. Autorisirte Uebersetzung von Francis Maro. Berlin, 1899. — Der vorliegende Band enthält eine Reihe verschiedener Abhandlungen. Hier kommen nur diejenigen in Betracht, die die Frauenfrage direkt oder indirekt behandeln.

kommenen Unterordnung des weiblichen Theiles unter den männlichen beruhten, desto häufiger werden Ehescheidungen nothwendig sein und desto härter wird der äußere Zwang empfunden werden. Glück und Unglück sind nicht absolute Zustände, wie Hunger und Sättigung; wo die geistig und seelisch verkümmerte Hausmutter noch eheliches Glück empfindet, da fühlt der klare Geist und das verfeinerte und vertiefte Gemüth der modernen Frau das schmerzlichste Unglück. Das Aequivalent für diese auf den ersten Blick Schrecken erregende Folge höherer Kultur ist aber auch eine Vertiefung der Glücksempfindung, eine wundervolle Vergrößerung des Glückes selbst, gegen das alles Eheglück der Vergangenheit zum Schattenbilde wird. Das Gefühlsleben der Frau ist durch die konventionelle Erziehung und die asketische Religion um alle seine Naturkraft gebracht worden: alle Sinnlichkeit ist Sünde, Abtötung starker Gefühle gilt für Tugend und Reinheit und „die Folge der christlichen Lebensauffassung wurde", wie Ellen Key sagt, „daß das Geschlechtsverhältniß an und für sich als unheilig betrachtet wurde, das Menschliche an und für sich als sündig und verderbt, die Selbstsucht an und für sich als böse und die irdische Glücksforderung als die größte Selbstsucht." Die moderne Frau beginnt aber, die Panzer, die man ihr um Herz und Sinne schmiedete, zu empfinden; sie wird sie abwerfen; sie wird wieder den Muth haben, zu lieben, den Muth, glücklich zu sein und glücklich zu machen, sie wird die „schöne Kunst verstehen, immer Geliebte zu sein", und nur als Geliebte Mutter werden. Nichts wird sie mehr beleidigen als eine Ehe ohne Liebe. Sie wird dem Geliebten unendlich mehr zu geben haben, weil sie selbst unendlich mehr besitzt als das Weib der Vergangenheit; aber sie wird auch mehr fordern, — und so wird sie durch ihr eigene Erhebung auch auf die Erhebung des Mannes wirken.

Den Fanatikern der konventionellen Sittlichkeit, die Ellen Key sehr richtig charakterisirt, wenn sie von ihnen sagt, daß sie alle Farbengluth weiß tünchen, alle Nacktheit in Literatur und Kunst verhüllen möchten, erscheint die Abschaffung der gesetzlichen Eheform gleichbedeutend mit der Einführung der „freien Liebe", d. h. mit dem regellosen, zuchtlosen Geschlechtsverkehr. Zunächst vergessen sie dabei, daß sie gerade heute, trotz und auch wegen der gesetzlichen Ehe, im weitesten Umfange bereits besteht, dann übersehen sie die psychologischen Bedingungen: das freie, starke Weib, das sich seines Werthes eben so voll bewußt ist wie der Verantwortlichkeit gegenüber ihren ungeborenen Kindern, wird ihre Liebe nicht mehr leichtfertig verschenken und ihre Gefühle verzetteln, sie wird nicht mehr lieben können wie die auf Heirath dressirte, männertolle höhere Tochter, die jedem Mitgiftjäger besinnunglos ins Garn läuft. Sie wird ihren Reichthum nicht in Pfennigen ausgeben, aber sie wird auch das große, ganze, goldene Lebensglück nicht in Kupfermünzen empfangen wollen.

Sie wird „eine stark ausgeprägte menschliche Individualität und eine volle Offenbarung des tiefst Weiblichen" sein, sagt Ellen Key von ihr da, wo sie das Weib der Zukunft schildert; aber sie wird, so fährt sie an anderer Stelle fort, nicht nur viel gelernt, sondern auch viel vergessen haben, vor Allem „von den sowohl femininen wie antifemininen Thorheiten der Gegenwart". Der „Feminismus" — ein abscheuliches, kraftloses Wort übrigens, das man sich hüten sollte, in unsere deutsche Sprache aufzunehmen — ist für sie ein rothes Tuch, das sie überall blind angreift. Das ist eine Schwäche, die man ihr kaum zum Vorwurf machen darf. Ihr klarer Blick erkennt zu deutlich die lächerlich traurigen Verwirrungen der Frauenbewegung, ihr wahres, warmes Gefühl wird von den Verzerrungen der Weiblichkeit, die sich vielfach in den Vordergrund des Kampfes drängen, zu sehr abgestoßen. Das sind jene Frauen, die sich in den Mantel ihrer Tugend hüllen und stolz ihre Keuschheit zur Schau tragen, wie ein Ehrenkleid, die mit rohen Händen die tiefsten Probleme des Frauenlebens zu lösen versuchen, während sie doch nur arme Schüler sind, für die das heilige Weisheitbuch des Weibes — Liebe und Mutterschaft — ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Die Wissenden sollten für sie nur ein Lächeln des Mitleids haben und sich wohl hüten, sie mit Denen in einem Athem zu nennen, deren heißer Kampf im Dienst ihres Geschlechtes die Folge eines viel heißeren Kampfes ist, den sie in sich selbst durchmachten, und die, wenn sie um einzelne Rechte ringen, als hinge an jedem die Seligkeit selbst, in ihnen nichts sehen als Mittel zum Zweck. Ellen Key preist in ihrer prachtvollen Abhandlung „Individualität" den Muth und die Freiheit der Persönlichkeit: Menschen, die es wagten, auf eigene Faust zu leben, zu denken, zu handeln, sind stets die Führer der Menschheit gewesen und glücklich sind nur Die, die es auf eigene Weise geworden sind. Sie hat Recht. Aber wie das kräftigste Kind verkommt, wenn es ohne gesunde Nahrung, ohne Luft und Licht aufwächst, und wie die Muskeln erschlaffen, wenn sie nicht geübt werden, so bedarf Geist und Gemüth der Nahrung, der Luft, des Lichtes und der Uebung. Und nichts weiter fordert die Frauenbewegung. Damit das farblose Gattungwesen Weib zur Individualität sich entwickeln, damit es ein lebendiger Faktor im Kulturfortschritt werden könne, die Summe des Glücks auf Erden vergrößere und seinen Inhalt vertiefe: darum will die Frauenbewegung freie Bahn für sie schaffen. Nur die wissentlich oder unwissentlich Kurzsichtigen glauben, daß mit der Eröffnung der Universitäten und der Parlamente die Frauenfrage selbst „gelöst" sein wird. Ihr Problem wird dann erst scharf umrissen und Allen erkennbar hervortreten. Erst die Befreiung des weiblichen Geschlechtes vom Druck wirthschaftlicher Abhängigkeit, erst die Verwandlung des wüsten Kampfes ums tägliche Brot, der für die Frau um so härter sich gestaltet, als er zu-

gleich ein Konkurrenzkampf gegen den Mann ist, in eine ruhige Arbeit Aller für Alle, die der Erholung und dem Genuß reichlichen Raum gewährt, wird seine Lösung anbahnen helfen. Auch Ellen Key giebt zu, daß erst ein menschenwürdiges Dasein eine wirkliche Individualisirung ermöglicht, daß „eine neue Gesellschaftordnung, die Allen Entwickelungmöglichkeiten gäbe und die Arbeitbedingungen erleichterte, ohne Zweifel ein bedeutungvolles Mittel für das Wachsthum der Persönlichkeit sein würde"; aber sie fürchtet doch, zu Gunsten der vielen Schwachen würden die wenigen Starken unterdrückt werden. Das ist der alte Konflikt zwischen Individualismus und Sozialismus, den man so ungern eingestehen will und dem man so gern aus dem Wege geht, weil Beide, der ausgeprägte Individualist und der Sozialist, die unbestimmte Furcht hegen, bei näherem Zuschauen könnten ihre Grundsätze ins Wanken gerathen. Und doch kann erst eine Durchdringung beider Weltanschauungen zu einem Resultat führen, das der Gesammtheit wie dem Einzelnen wahrhaft nützt. Ein auf die Spitze getriebener Individualismus würde schließlich die Welt und die Menschheit einzelnen „Raubthiernaturen" zum Fraß vorwerfen; und ein Sozialismus, der jeden Kopf niederschlagen wollte, der über das Durchschnittsmaß herausreicht, hätte sich selbst gerichtet, denn er hätte die Welt jeder Fortschrittsmöglichkeit beraubt. Sind doch die starken, freien Persönlichkeiten, auch nach Ellen Keys Meinung, die Führer und Lehrer der Menschheit; und der Sozialismus wird nur konsequent handeln, wenn er sie fördert und ihnen alles Hemmende aus dem Wege räumt; denn er handelt, wenn er im Interesse des Einzelnen handelt, gerade im Interesse der Massen.

Ellen Keys Individualismus ist stärker als ihre sozialistischen Neigungen. Er ist für sie die allein selig machende Religion. Und gerade Das bestimmt sie zu einer reorganisirenden Kraft für die Frauenbewegung, deren Vertiefung mit ihrer Ausdehnung nicht gleichen Schritt gehalten hat, die immer mehr in den Fehler des Generalisirens verfällt und Dogmengläubige heranzieht, statt selbständig denkender, fühlender und wollender Persönlichkeiten. Eine solche Persönlichkeit ist Ellen Key; man wird sich ihrem Einfluß nicht entziehen können, denn sie wirkt unmittelbar, weil sich in jeder ihrer Schriften ihr ganzes Wesen ausdrückt. Vielleicht beruht darauf die Eigenart weiblicher Schriftstellerei überhaupt: die Frau schreibt subjektiv, — und um so subjektiver, je besser sie schreibt.

Lily Braun.

Leo XIII. und sein Nachfolger.

Seit der letzten Krankheit Leos des Dreizehnten hat man sich viel mit der Frage beschäftigt, welcher Nationalität sein Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl angehören wird. Die Zusammensetzung des Kardinalkollegiums ist seit dem Zusammenbruch der „weltlichen Herrschaft" eine wesentlich andere geworden. So lange die Päpste weltliche Herrscher waren, hatten sie bei Ernennung der Kardinäle die einflußreichsten Familien Italiens und besonders Roms zu berücksichtigen. Gregor XVI. ernannte während seines Pontifikates fünfundsiebenzig Kardinäle — darunter aber nur acht Ausländer —, um eines Italieners als Nachfolgers sicher zu sein, und seine Vorgänger hatten es ähnlich gemacht. Unter vierundzwanzig Kardinälen, die Clemens V. im Jahr 1304 in Avignon ernannte, waren nicht weniger als zweiundzwanzig Franzosen: sein Nachfolger wurde daher ein Franzose, Johannes XXII. Franzosen waren auch Benedikt XII., Clemens VI. und Innocenz VI. Mit Urban dem Sechsten beginnt eine neue Reihe italienischer Päpste und er machte, um den Einfluß der Ausländer zu beseitigen, fünfundzwanzig Neapolitaner zu Kardinälen. Von den 263 Päpsten, die die Kirche zählt, waren 110 Römer, 101 aus dem übrigen Italien, 52 Ausländer verschiedener Nationalität.

Heute zählt das Sacro Collegio sechsunddreißig italienische und dreißig ausländische Kardinäle. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, daß ein nicht in Italien geborener Prälat Papst würde, und davon hängt es wieder ab, ob der Kampf um die Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft fortdauern wird. Erhält ein Italiener nach dem Ableben Leos des Dreizehnten die Tiara, so werden auch weiterhin alle Kräfte des Vatikans dahin angespannt werden, eine Versöhnung zwischen der Kirche und dem Staat unmöglich zu machen. Wird ein Ausländer Papst, so wird er sich nicht als entthronten weltlichen Fürsten, sondern einzig und allein als geistliches Oberhaupt der Christenheit betrachten. Jeder Italiener sollte deshalb die Wahl eines ausländischen Kardinales zum Papst wünschen und unterstützen.

Daß ein Ausländer den päpstlichen Sitz in ein anderes Land verlegen werde, ist nicht anzunehmen. Rom kann durch keine andere Stadt ersetzt werden. Und wie im Jahr 1878 alle Regirungen, theils stillschweigend, theils ausdrücklich, zu verstehen gaben, daß sie das Konklave nicht in ihren Ländern abgehalten zu sehen wünschten, so wird auch das nächste Konklave zweifellos in Rom stattfinden. Die intransigente Partei im Vatikan freilich glaubt — oder giebt sich wenigstens den Anschein, zu glauben —, daß die Kirche in Gefahr sei, wenn ein Anderer als ein Italiener Papst würde. Sie befürchtet haupt-

sächlich wohl, einen Ausländer nur wenig beeinflussen zu können. Bei Alledem ist es einigermaßen sicher, daß der nächste Papst, gleichviel, welcher Nationalität er angehören sollte, die von Leo dem Dreizehnten eingeschlagenen Wege nicht verlassen wird. Die Organisation des Katholizismus ist dank den unabläßigen Aufmunterungen des Vatikans in beständiger Ausdehnung begriffen. Ueberall blühen Pfarrei- und Diözesanvereine, katholische Konsum-Vereine, katholische Kassen, Banken u. s. w. Wenn einst die Jesuiten sich die Welt durch die Kraft ihres Glaubens und ihrer Beredsamkeit, durch das Priesteramt und durch päpstliche Bullen unterwarfen, so sind an die Stelle dieser Mittel heutzutage wirthschaftliche und politische Verbände, Kongresse und Pilgerwanderungen getreten. Ganz besondere Berücksichtigung erfährt die arbeitende Klasse, der man den christlichen Sozialismus in der Form der christlichen Demokratie mundgerecht zu machen versucht. Die soziale Frage soll nach den Instruktionen des Vatikans und durch die Geistlichkeit als Mittlerin gelöst werden. Sämmtliche Allokutionen an die Führer der Pilgerzüge athmen den Geist der neuen Demokratie und der Papst wird nicht müde, die Doktrinen des christlichen Sozialismus hervorzuheben und die Geistlichkeit aufzufordern, sich an die Spitze der sozialen Bewegung zu stellen.

Die Kirche strebt also danach, die Volksmassen zu gewinnen, — freilich wohl nur, um sie dann sicher gängeln zu können. Gewisse Empfangsfeierlichkeiten, mit denen die Arbeiterpilger beehrt wurden, wirkten beinahe parodistisch, so z. B. wenn die Kardinäle an den Mahlzeiten der Pilger theilnahmen und wenn der Papst unter die von Léon Harmel geführten Schaaren französischer Arbeiter seinen besten Marsalawein austheilen ließ. Das Alles soll aber der arbeitenden Klasse beweisen, wie sehr sich der Vatikan für sie interessirt und wie sehr der Papst die Leiden seiner arbeitenden Söhne zu lindern und ihre wirthschaftlichen Emanzipationbestrebungen zu unterstützen bestrebt ist, — natürlich nur, wenn sie der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen treu bleiben.

Dem selben Geist, der den Vatikan seit Leo dem Dreizehnten beseelt, entsprang auch die Encyklika Militantis Ecclesiae bei der dreihundertjährigen Todesfeier des Beatus Petrus Canisius, in der die deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizer Episkopate ermahnt wurden, Hand in Hand zu gehen, sich der weltlichen Erziehung zu widersetzen und den Schulunterricht, der die katholischen Doktrinen auch für die Wissenschaft als maßgeblich anerkennt, nach Möglichkeit zu fördern.

So erklärt sich das Eingreifen der Geistlichkeit in die Angelegenheiten der Schule, Familie und Werkstätte. Die katholische Kirche hat alle neuen Formen des weltlichen Sozialismus nachgeahmt und betheiligt sich an dem großen Kampf, der die Signatur des neunzehnten Jahrhundert bildet, mit den

zahlreichen und mächtigen ihr zu Gebote stehenden Mitteln des Geldes, der internationalen Organisation, der Propaganda und des Kadavergehorsams.

Die Encyklika Rerum novarum Leos des Dreizehnten kann man geradezu als eine Abhandlung über Arbeitergesetzgebung bezeichnen. Nirgends ist der Einbruch in die politisch-ökonomischen Angelegenheiten der Völker und das Bestreben, hierbei jeden neuen Gedankengang den Bedürfnissen der katholischen Kirche zu assimiliren, stärker hervorgetreten. Es ist klar, daß die Entwickelung und die Erfolge der deutschen Centrumspartei nicht ohne Einwirkung auf den Vatikan geblieben sind, und daher liegt es auch keineswegs außerhalb jeder Möglichkeit, daß ein Deutscher den Stuhl Petri bestiege. Die katholischen Parteien sind im Allgemeinen konservativ, weil der Katholizismus zwar dem sozialen Fortschritt folgen, ihm aber weder vorauseilen noch ihn antreiben will. Auch die katholische Partei in Deutschland ist eine Partei der herrschenden Klassen und als solche wesentlich konservativ. Deutschland bietet aber doch daneben seit Kettelers Zeiten das sonderbare Schauspiel eines radikalen Katholizismus, der seinen Schwerpunkt in den Rheinlanden hat, und der linke Flügel der Partei ist weder engherzig noch schüchtern. War es doch die Kölnische Volkszeitung, die sich zu dem Satz bekannte: „Die katholisch-sozialistische Partei repräsentirt die Erfüllung eines Naturgesetzes".

Im geschichtlichen Auftreten des Christenthumes und im Auftreten des modernen Sozialismus sind keinerlei äußere Aehnlichkeiten zu finden, wohl aber die identischen Postulate einer sozialen Heilslehre, die die allgemeine Erlösung der Menschheit und die Apotheose der Menschenliebe verspricht.

Das hat Leo der Dreizehnte ganz begriffen. „Wie viele Männer", fragte eines Tages Renan, „giebt es wohl in Europa, die wirklich dem neunzehnten Jahrhundert angehören?" Der lebende Papst gehört zu diesen Männern; und die Furchen, die er gezogen hat, sind so tief, daß zweifellos auch sein Nachfolger sie nicht verwischen wird. Die Kontinuität der päpstlichen Politik wird um so leichter zu erhalten sein, als es — im Gegensatz zu Pius dem Neunten — der diplomatischen Geschicklichkeit Leos des Dreizehnten gelungen ist, sich mit allen Regirungen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, ohne von irgend einer abhängig zu sein. Pius der Neunte war in der Politik kurzsichtig; er ahnte ja auch den Advent der katholischen Demokratie nicht.

Und nachdem ich nun einmal diese beiden Männer einander gegenübergestellt habe, sei es mir gestattet, an dieser Stelle die Charakterparallele wiederzugeben, die mir kürzlich ein gelehrter Prälat entwarf:

„Beide, von ausgezeichneten Geistesfähigkeiten, haben als Redner nichts gemeinsam. Pius der Neunte sprach fesselnd, meistens improvisirt. Leicht — um nicht zu sagen: leichtherzig — ging er von einem Gegenstand zum anderen über und verdeckte den Mangel der Uebergänge gern durch ein charakteristisches

Lächeln, das ‚eine leichte und wohlwollende Art, die Dinge zu nehmen' schien. Wenn er die Disposition einer Rede im Voraus ausarbeitete, so machte er kaum einige flüchtige Notizen über die wichtigsten Leitgedanken, — alles Andere sprach er dann aus dem Stegreif. Dabei konnte er aber doch überzeugen und hinreißen. Er unterschied — vielleicht unbewußt — zwischen Beweisen und Ueberzeugen. Zweck des Weltweisen ist: eine Wahrheit klar darzuthun, Zweck des Redners: den Hörer geneigt zu machen und dahin zu bringen, daß er der empfangenen Suggestion folgt. In dieser Kunst war Pius der Neunte Meister. Dank seiner sympathischen Persönlichkeit gelang es ihm, eigene Gedanken und Absichten, eigene Vorstellungen und Pläne in einer überraschenden Weise auf Andere zu übertragen. Besonders verstand er, sich jeder Art von Zuhörern anzupassen. Vor Vertretern verschiedener Nationen oder verschiedener Gesellschaftklassen fand er für jede einzelne Gruppe die passendsten Gedanken und das passendste Wort. Dagegen sind die Reden Leos des Dreizehnten die Frucht langer Arbeit und ihre geläuterte Sprache ist das Resultat angestrengten Studiums. Er spricht energisch, ernst und abgemessen, vielleicht ein Wenig kalt, aber doch eindringlich; er kämpft mit dem Gegner wie ein besonnener Fechter und begegnet den Einwänden, die er voraussieht, durch wohlüberlegte Paraden. Alles Das schließt Regungen eines gewissen Künstlertemperamentes nicht aus und seinen lateinischen Reimen hat selbst Carducci die Anerkennung nicht versagt."

So weit mein Gewährsmann. Seinen Worten möchte ich noch den Theil eines Briefes anschließen, den der berühmte Laboulaye am sechzehnten April 1878 von Paris aus einem meiner Freunde in Italien schrieb:

„L'élection du nouveau Pape a été un triomphe pour la sagesse italienne. Grâce à l'esprit de modération dont votre peuple politique ne s'est jamais départi, il est prouvé maintenant que le Pape a toute sécurité à Rome et que les consciences catholiques n'ont point à s'effrayer. Continuez dans cette voie de liberté, le temps achèvera l'apaisement des esprits ... Il me semble que le nouveau Pape est un homme sage et modéré. Il peut donner au monde catholique la paix réligieuse. C'est l'oeuvre la plus grande que puisse entreprendre un souverain pontife ..." Und auf Frankreich kommend, fügte er hinzu: „S'il peut débarrasser la France de quelques esprits outrés, qui mêlent la réligion à la politique, nous marcherons tranquillement dans la voie libérale où nous sommes rentrés et la République, qui ne demande à persécuter personne, deviendra le gouvernement définitif de la France."

Mailand. Dr. Augusto Setti.

In Memoriam.

8*).

So soll ich nie mehr legen
Mein Haupt auf Deine Knie,
Den stillen Zaubersegen
Der Hände fühlen nie.

Die kahlen Zweige hangen
In graue Winterluft
Und all mein Trostverlangen
Irrt um die kalte Gruft.

Wie heiß die Thränen fließen:
Drei Stufen und ein Stein,—
Das muß zu Deinen Füßen
Nun meine Stätte sein.

9.

Du schreitest schwebend vor mir her
Und leise die Gewänder wehen.
Es wallt das bleiche Nebelmeer,
Schon kann ich Dich nicht deutlich sehen.

Da wendest Du Dich rasch zurück
Und Deine Augen seh ich leuchten;
Ist es der alte süße Blick —
Ach! — oder will er frisch sich feuchten?

Mir ist, als hauchtest Du ein Wort,
Daß Du mich nie, nie mehr verlassen...
Da trägt der Wind Dich wieder fort
Und Deine Züge... sie verblassen.

Ich weiß es wohl: es ist ein Traum,
Doch wird er auch bei Tag nicht schwinden;
Kann ich im dunklen Erdenraum
Doch ohne Dich den Weg nicht finden.

10.

Leuchtend kommt der Frühlingstag
Durch die grüne Au geschritten.
Fliederduft und Amselschlag —
Durch den jungen Buchenhag
Ist sein Strahl wie Gold geglitten.

Auch dem Friedhof gilt sein Gang;
Und, umwölkt von süßen Düften,
Unter Blumenglockenklang
Kniet er segnend still und lang
An den steinern stummen Grüften.

Blüthen von den Zweigen wehn —
Welkes Glück vergangner Tage!
Und der Wind verweht das Flehn:
Könntest Du nur einmal sehn,
Wie ich steh' und um Dich klage.

11.

Glühend ist der Sonnenball
Hinter dem Gebirg versunken
Und die grelle Tagesqual
Hat die Dämmrung aufgetrunken.

Nun, mit leisem Flügelschlag,
Kommt die Nacht herangezogen;
Lebensmüh' und Tagesplag'
Sind ihr rasch ans Herz geflogen.

*) S. „Zukunft" vom 15. April 1899.

Und die Wellen träumend ziehn
Und verrinnen und verschwimmen —
Wie von Klagemelodien
Tönen stille, ferne Stimmen.

Und nun kommen deutlich sie,
Von der Fluth dahergetragen,
Und verhallen ... kann doch nie
Mir ihr Klang mehr Etwas sagen.

12.

Tief in den Bäumen rauscht die Nacht.
Ich will nun endlich schlafen gehn;
Vielleicht fügt es die stille Nacht,
Dich einmal noch im Traum zu sehn.

Und heimlich sehnt das müde Hirn:
Du sitzst an meinem Lagerrand
Und kühlst die thränenheiße Stirn,
Wie einst, mit Deiner weichen Hand.

13.

Märchenaugen, Märchentraum,
Märchenwort und Märchenlieder:
Also stiegst aus lichtem Raum
Du zur dunklen Erde nieder.

Und die Liebe heimlich stieg
Aus dem süßen Wunderbronnen
Und mein Herz erschrocken schwieg,
Ueberströmt von fremden Wonnen.

Und Du sprachst: da floß das Wort
Silbern wie die Zauberquelle
Und die Welle rauschte fort
Frühlingstag und Sonnenhelle.

Wer gekostet diesen Trank,
Wird verzehrt von Qual und Bangen;
Sag, wo weilest Du so lang?
Sag, warum bist Du gegangen?

14.

Das kann ich nun nie mehr erleben,
Daß, wenn die Nacht herniedersinkt,
All meine Sorgen sacht entschweben
Im Kuß, den meine Seele trinkt.

An Deinen Lippen konnt' ich hangen,
Von Deinen Armen reich umblüht, —
Und aller Traum und alles Bangen
In süßer Seligkeit verglüht.

Es wehn und winken in einander
Die Blüthen nun vom stillen Baum...
Die Hände sinken in einander
Dann kommt der Schlaf — und dann — der Traum.

15

In tiefer Nacht, wenn Alles ruht,
Wie wird die Welt so weit!
Dann geb' ich mich in Deine Hut,
Du meine Einsamkeit.

Und träum' ich sehnend mich zurück
In meine goldne Zeit,
Kühlt Deine Hand, Dein Mund, Dein Blick
Im Traum mir alles Leid.

Ich hab' für Euch geschafft, gedacht
Den ganzen langen Tag;
Nun laßt mir auch die stille Nacht,
Darin ich träumen mag.

Die Nacht ist kurz, der Tag ist lang,
Das Leben bitter schwer ...
Ich finde sonst für meinen Gang
Die letzte Kraft nicht mehr.

Hamburg. Theodor Suse.

Ungarn am Scheidewege.

Eins der neuesten Geschichtwerke über Ungarn berichtet, daß Kaiser Heinrich von Deutschland, der den Usurpator Peter Urseolo im Jahre 1042 auf den ungarischen Thron setzen wollte, die Ungarn an der Gran besiegte und bereits den ganzen Westen des Landes eingenommen hatte, dennoch aber nicht wagte, sein Vorhaben auszuführen, weil die Großen des Landes ihm kund und zu wissen thaten, daß sie in Folge des Blutvertrages mit dem Königshause der Arpad nur einen Prinzen dieses Stammes als Herrscher anerkennen würden. Zwei Jahre darauf wurden die Ungarn abermals vom Kaiser geschlagen und Peter bestieg den Thron; die Großen des Landes und mit ihnen das Volk erhoben sich aber, entthronten ihn und beriefen den Arpad Andreas auf den Thron.

Dieser Königstreue der ungarischen Nation stand von je ein eben so ausgeprägter Drang nach Unabhängigkeit zur Seite. „Ende des zehnten Jahrhunderts war die Zeit gekommen, da die Ungarn sich entscheiden mußten, ob sie zur morgenländischen oder zur abendländischen christlichen Kirche gehören wollten. König Stefan, später der Heilige genannt, wandte sich aber nicht an die Vermittelung des verwandten deutschen Kaiserhauses, sondern an den damals noch in seiner Macht so beschränkten Papst, damit nicht zu befürchten sei, es könnte die Unabhängigkeit Ungarns dadurch leiden." So berichtet Eugen Csudaj, Dozent an der budapester Universität und Chorherr des Prämonstratenser Ordens, also ein Mitglied der streitbaren römisch-katholischen Kirche. Gleich diesem Gelehrten aus geistlichem Stande tritt fast die ganze ungarische Geistlichkeit für die Freiheitbestrebungen der Nation ein und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von dem deutschen Klerus in Oesterreich, der, um von der Regirung freie Hand in Schul- und Wahlsachen zu erlangen, die Verdrängung der Deutschen unterstützt. Der königstreue und zugleich freiheitliche Sinn ist ein Hauptmoment ihrer nationalen Kraft. Dadurch erklärt sich auch, da die selben Männer, die im Jahre 1849, vor die Wahl zwischen Dynastie und Freiheit gestellt, sich für die Freiheit entschieden, dann, nachdem der König die verbrieften Rechte der Nation anerkannt hatte, mit dem Pakt von 1867 die feste Stütze seines Thrones wurden. Damals war Deak der Retter in der Noth und bald darauf trat Andrassy dem Föderalismus, der heute so mächtig sein Haupt erhebt, muthig entgegen, als er das Ministerium Hohenwart zu Fall brachte. An diesem Bollwerk brach sich damals die slavische Fluth.

Wie ganz anders stehen die Dinge aber heute! Seit Deaks Ableben ist der Grundgedanke des Ausgleiches vom Jahre 1867 in Vergessenheit gerathen. Koloman von Szell, der alle Gemäßigten unter sein Banner rief und als Nachfolger Deaks begrüßt wurde, stellte ein Programm auf, das den Verband der beiden Reichshälften nur bis zum Jahre 1907 sichert, — kurz, Ungarn verzichtet darauf, den mit Macht über Oesterreich hereinbrechenden Panslavismus im Verein mit den österreichischen Deutschen zu bekämpfen.

Als vor Jahresfrist das Haupt der jetzt zur Regirungpartei übergetretenen gemäßigten Opposition, Graf Albert Apponyi, in feierlicher Rede erklärte, er könne keiner wirthschaftlichen Theilung das Wort reden, weil auf die wirthschaftliche Trennung die politische Trennung und die bloße Personalunion zwischen Oesterreich und Ungarn folgen würde, da mochte man immer noch hoffen, Ungarn werde Alles aufbieten, um dem Zersetzungprozeß Einhalt zu thun.

Heute steuert Ungarn unter dem Druck der radikalen Opposition geradezu auf die Personalunion los, — zunächst freilich nur auf einen unerbittlichen wirthschaftlichen Kampf, der aber nur mit der völligen staatlichen Trennung endigen kann. Die Personalunion ist auf die Dauer unmöglich. Sie würde ihr parlamentarisches Dasein vielleicht so lange fristen, wie der Dynastie eine starke reichstreue Armee mit selbständiger militärischer Tradition zu Gebot stünde. Sobald aber dieser Geist des Heeres durch die nationale Absonderung erschüttert wäre, würde die gänzliche staatliche Trennung nur noch eine Frage der Zeit sein.

„Nun, so weit sind wir doch noch nicht und so weit wir des auch niemals kommen!" rufen hoffnungfreudige Politiker diesseits und jenseits der Leitha; denn der ungarische Ministerpräsident habe erklärt, das selbständige Zollgebiet sei nur für den Fall in Aussicht genommen, daß bis zum Jahre 1907 kein regelmäßiges Handelsbündniß abgeschlossen werden sollte.

Aber worauf stützt man sich denn bei der Annahme, daß im Laufe der nächsten Jahre eine Wendung zum Bessern eintreten und das Zollbündniß zu Stande kommen werde? Die Gegensätze verschärfen sich täglich, der slavische Ansturm durchbricht bereits in allen Theilen der Monarchie die Schranken. Das Zugeständniß der Sprachenverordnung ist längst durch neue Zugeständnisse an Czechen und Slovenen überholt: und so wird das Jahr 1907, in dem die Entscheidung fallen soll, unter den selben Sturmzeichen stehen wie die Gegenwart. Allerdings scheinen die ungarischen Staatsmänner ein Auskunftmittel in petto zu haben. Sagte doch Herr von Szell im Reichstage: „Wir können die Zollgemeinschaft und die daraus sich ergebenden Zustände, wenn auch nicht in Form eines Bündnisses, dennoch auch ferner aufrecht erhalten." Ins Gemeinverständliche übertragen, bedeutet Das: offene Zollschranken auf Grund gegenseitiger Reziprozität. Ungarn würde also im Jahre 1907 Zollschranken gegen Oesterreich aufrichten, sie aber offen lassen, so lange es sich auf Grund der Gegenseitigkeit befriedigt fände. Leider ist nur der Begriff der Reziprozität sehr dehnbar, denn außer den Zollangelegenheiten giebt es noch viele andere Fragen, die zu Kampfobjekten werden könnten: das Geld- und Verkehrswesen, Handel und Schiffahrt, insbesondere aber die zu endlosen Plackereien benutzbare Seuchenfrage. Welchen Standpunkt Ungarn überhaupt in solchen Fragen einnimmt, erhellt aus Szells Worten in der selben Rede: „Es ist ganz gut denkbar, daß bei getrenntem Zollgebiet eine gemeinsame Bank bestehen könnte, da von 1803 bis 1848 die österreichische Nationalbank in Ungarn ihre Wirksamkeit übte, obgleich Oesterreich durch Zollschranken von Ungarn getrennnt war." Auch nach dem Jahre 1907 wird Oesterreich die Zollgemeinschaft haben können, jedoch nur um den Preis von Zugeständnissen an Ungarn, die zur Ausgestaltung des föderalistischen Systemes dienen werden.

So fördert das konstitutionelle Ungarn, das seinen Traditionen untreu geworden ist und mit dem temporären Absolutismus paktirt hat, die Zerreißung des Bestehenden und die Umwandlung der Monarchie in einen Staatenbund. Die Verantwortlichkeit dafür trifft weniger die ungarische Nation in ihrer Gesammtheit als die leitenden Männer, von denen keiner, seit dem Ableben Deaks und Andrassys, die furchtbare Tragweite einer deutschfeindlichen Politik zu ermessen vermocht hat.

Kindberg in Obersteiermark, im Juli 1899. Richard Graf Sermage.

Der Kolker.

Das Rekruten-Exerziren ist zu Ende. Das Compagnie-Exerziren hat begonnen. Nur Thoren können behaupten, daß darin absolut kein Unterschied zu finden und Beides gleich langweilig sei; es giebt bekanntlich auf der ganzen Welt nicht zwei Dinge, die einander ganz gleich sind, folglich können auch die beiden Exerzirperioden nicht gleich langweilig sein: eine muß nothwendig langweiliger sein als die andere; oder mit anderen Worten: die andere ist geistreicher als die eine. Leider schwört, wer die „eine" kennen gelernt hat, immer auf die „andere", — und umgekehrt.

Kein Mensch ist mit seinem Schicksal zufrieden, also auch kein Soldat.

Das Compagnie-Exerziren hat begonnen, noch nicht en gros, sondern nur en détail. Man exerzirt in Rotten, dann in Sektionen, in Halbzügen und in Zügen; und erst, wenn Das klappt, nimmt der Herr Hauptmann persönlich die Sache in die Hand, um seinen Leuten einmal zu zeigen, was eine Harke ist.

Vorläufig aber ist es noch nicht so weit — daß es in Pasewalk auch noch nicht so weit ist, versteht sich von selbst —, vorläufig kommt der Hauptmann nur zum Dienst, um sich anzusehen, was seine Lieutenants machen.

Selbstverständlich, nach seiner Meinung, nichts als Unfug. Was sollte auch aus der preußischen Armee werden, wenn ein Lieutenant oder überhaupt ein Untergebener einmal Etwas richtig machte? Dann brauchte man ja gar keine Vorgesetzten mehr.

Na, und ohne Vorgesetzten geht es nicht, Das muß selbst ein Stummer sagen.

Auf dem Kasernenhof wird exerzirt und der Herr Lieutenant hat die Sektionen vertrauensvoll den Unteroffizieren in die Hand gelegt, die zusehen mögen, wie sie selig werden und wie sie den Leuten die Geheimnisse des Reglements beibringen.

Er selbst kümmert sich nicht um seine „Kerls", ihm hängt die Sache zum Hals heraus. Er thut nun schon sieben Jahre Frontdienste: da kann ihm der Anblick der exerzirenden Leute wenig oder gar nichts Neues bieten. Na, und immer das Selbe zu sehen, wird auf die Dauer langweilig; und wenn er danach hinsähe, würde er sich doch nur ärgern und ärgern will er sich nicht. Ihm geht es so wie so heute schlecht genug. Er fühlt sich gar nicht so recht extra. Und Das hat seinen guten Grund.

Er hat vergessen, von gestern auf heute zu Bett zu gehen.

Wie kann man aber auch so vergeßlich sein? Er begreift es selbst nicht.

Er hat einen Jammer, der nicht von schlechten Eltern ist, und keinen sehnlicheren Wunsch als den nach einer Salzgurke und einem kleinen Glas Pilsener Bier. Es könnten aber auch zwei große sein.

Im Geist labt er sich an dem Anblick dieser beiden Pilsener. Er schließt die Augen, damit die grausame Wirklichkeit ihm das Bild nicht zerstöre; dabei stützt er die Hände auf den Säbel und hängt ganz seinen Träumen nach.

„Hoppla.“ Mit einem Mal fährt er in die Höhe... Er war im Stehen eingeschlafen und langsam hatte sich sein Körper nach vorn geneigt, bis er mit der Nasenspitze die Brust seines vor ihm stehenden Hauptmannes berührte.

Erschreckt taumelt er zurück, — es ist die alte Geschichte: die Vorgesetzten sind immer gerade dann da, wenn man sie am Wenigsten brauchen kann. Braucht man sie, so sind sie schon deshalb nie da, weil man sie nie braucht.

„Herr Lieutenant,“ donnert der Hauptmann, „wie können Sie es wagen, im Königlichen Dienst zu schlafen?“

Auf jede direkte Frage gehört eine Antwort. Weiß man beim Militär aber nicht, was man sagen soll, dann sagt man „Zu Befehl!“. Das paßt unter tausend Fällen tausend- und einmal. Und für einen Augenblick denkt der Lieutenant denn auch daran, die Neugier des Vorgesetzten mit den beiden Zauberworten zu befriedigen.

Aber in der letzten Sekunde gelangt er zu der Ueberzeugung, daß eine andere Antwort vielleicht richtiger sei, und so sagt er: „Ich weiß es nicht, Herr Hauptmann.“

Eine solche Entgegnung ist unmilitärisch, denn der Untergebene muß im Stande sein, jedem Vorgesetzten auf jede Frage eine befriedigende Auskunft zu geben.

Die Worte: „Ich weiß es nicht“ giebts nicht. Das wäre noch schöner!

Eine Sekunde mustert der Hauptmann seinen Lieutenant mit einem vernichtenden Blick; dann sagt er: „Ich will mir die Leute Ihres Zuges ansehen ... wenn Sie sich nicht um die Leute kümmern, muß ich es ja thun.“

„Dieser Nachsatz ist erstens ungenau und zweitens überflüssig,“ denkt der Lieutenant. „Deine Pflicht bleibt es immer, Dich um Deine Leute zu kümmern, auch dann, wenn ich es nicht thue, folglich“ ...

Und laut sagt er diesmal wirklich: „Zu Befehl!“

Das hört der Hauptmann mit Freuden, denn diese Worte bedeuten die Unterordnung des eigenen Willens unter den des Vorgesetzten. Auf Deutsch heißt Das: Subordination, und zwar versteht man darunter bekanntlich das Bestreben, stets dümmer zu erscheinen, als der Vorgesetzte wirklich ist.

Der Lieutenant beeilt sich, die nöthigen Anordnungen und Befehle zu geben ... Lieber wäre es ihm, wenn der Hauptmann jetzt die Leute nicht besichtigen wollte. Bei einer Besichtigung kommt selten etwas Gutes heraus, — daß jetzt sogar etwas sehr Schlechtes herauskommen wird, davon ist der Lieutenant felsenfest überzeugt. Ihm schwant nichts Gutes und wehmüthig seufzt er: „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?“

„Miserabel!“ knurrt der Hauptmann plötzlich.

Der Lieutenant hat keine Ahnung, was der Vorgesetzte meint, ob das schlechte Wetter, seine eigene Stimmung, die Leistung irgend eines Mannes oder das Fallen irgend eines exotischen Staatspapieres.

„Hundsmiserabel!“ knurrt da der Hauptmann.

„Na, na, nur sacht“, denkt der Lieutenant, „so schlimm wird es wohl nicht sein.“ Laut aber sagt er: „Zu Befehl!“

Die Armee müßte dem Mann, der diese beiden Wörter erfand, aus den Mitteln Aller, die nicht Soldaten werden, ein Denkmal setzen.

Der Hauptmann läßt inzwischen seine Blicke von dem rechten Flügel-

mann auf den zweiten Mann im Gliede schweifen. Der Flügelmann ist mit dem Wort „Hundsmiserabel“ genügend kritisirt; nun kommt der zweite Mann.

Der Häuptling besieht sich den Jüngling eine ganze Zeit, dann sagt er zu seinem Offizier: „Herr Lieutenant, fällt Ihnen an dem Manne nichts auf?“

Der Lieutenant sieht sich nun auch den Jüngling an. Der steht da, wie das Gesetz es befiehlt: die Fußspitzen gleichmäßig so weit auseinandergenommen, daß sie nicht ganz einen rechten Winkel bilden, Hacken zusammen, Knie leicht nach hinten durchgedrückt, Bauch herein, Brust heraus, Schultern zurück, Kopf in die Höhe, Nase gerade über der Knopfreihe, die beiden Ohren in gleicher Höhe, — Alles ist in schönster Ordnung. Dabei ist der Kerl gewachsen wie ein junger Gott ... Es ist eine wahre Freude, diesen Vaterlandsvertheidiger anzusehen.

„Fällt Ihnen an dem Manne nichts auf?“ wiederholt der Vorgesetzte.

„Nein, Herr Hauptmann,“ lautet die Antwort.

„Ihr Blick scheint durch das viele Schlafen in und außer Dienst getrübt zu sein“, klingt es zurück ... und nach einer kurzen Pause: „Der Mann ist vollständig schief und krumm.“

„Das ist nun ganz gewiß übertrieben“, denkt der Lieutenant. Und nun Sonne, steh still im Thale Gideon! Und nun Hulda, setz Dich auf den Stuhl, den ich Dir bringe! Die Welt geht unter —: der Lieutenant sagt, was er denkt, obgleich er der Untergebene ist.

Er öffnet den Mund und beginnt seine Rede: „Verzeihen der Herr Hauptmann, daß ich widerspreche, nach meiner Meinung ...“

Aber weiter kommt er nicht, ein unheiliges Donnerwetter entlädt sich über seinem Haupt: „Herr Lieutenant, wo nehmen Sie den Muth her, mir zu widersprechen, und wie kommen Sie dazu, eine Meinung zu haben? Die habe ich, dafür bin ich Ihr Hauptmann und vor allen Dingen Ihr Vorgesetzter. Wäre es umgekehrt, Herr Lieutenant, dann wäre es umgekehrt; aber es ist nicht umgekehrt. Das merken Sie sich, bitte, und schreiben Sie es sich gefälligst hinter die Ohren.“

In vorschriftmäßiger Haltung, Hacken zusammen, Brust heraus, Kopf in die Höhe, Hand an der Mütze, läßt der Lieutenant die Rede über sich ergehen; aber als sie gar zu grob wird, als die ungerechten Vorwürfe sich häufen, da fällt er dem Vorgesetzten mit einem erneuten: „Verzeihen der Herr Hauptmann“ mitten in die schönste Satzkonstruktion.

Dem armen Lieutenant wäre besser gewesen, er wäre nicht geboren, — denn Alles kann ein Vorgesetzter schließlich verzeihen, nur nicht, daß man ihn in seiner Rede unterbricht.

Lebte Jupiter tonans noch, so hätte er alle Ursache, auf den Hauptmann als auf seinen gefährlichsten Konkurrenten eifersüchtig zu werden.

„Herr Lieutenant“, tobt der Königliche Hauptmann und Compagnie-Chef, „Herr, die einfachste Form der Höflichkeit schon verlangt, die Subordination befiehlt es sogar, den höher Gestellten ruhig aussprechen zu lassen. Wie kommen Sie dazu, mich zu unterbrechen, mir ins Wort zu fallen, in meine Rede hineinzukolken?“

Der Lieutenant steht in tiefes Nachdenken versunken und innerlich spricht er: „Mein sehr verehrter Herr Hauptmann! Was Sie da sagen, ist ja Alles ganz gut und ganz schön, ich will sogar liebenswürdig und höflich sein und

sagen: ‚Es ist Alles sehr gut und sehr schön.‘ Mehr können Sie doch nicht von mir verlangen, nicht wahr? Na also, sagt Olga. Nun erlauben Sie mir aber, bitte, auch einmal einen Ton. Ihre Rede unterbrechen darf ich nicht; mich vertheidigen, wenn Sie gesprochen haben, darf ich auch nicht; ich darf weiter nichts, als jeden Tadel ruhig hinnehmen; denn beweisen, daß Sie Unrecht haben, darf ich auch nicht. Ich darf nicht, was ich will, und was ich darf, Das will ich nicht, und darum, mein sehr verehrter Herr Hauptmann, gestatten Sie mir, daß ich meine eigene Ansicht vertheidige, oder daß ich, wie es nun einmal in der Soldatensprache heißt, daß ich weiterkolke.“

Und wieder fällt er mit einer nach Ansicht des Vorgesetzten „ganz ungehörigen Bemerkung“ dem Hauptmann in einen wunderschönen Satzbau hinein.

Es ist nur gut, daß der Hauptmann als leidenschaftlicher Radfahrer stets eine Luftpumpe bei sich trägt: ihr allein verdankt er, daß ihm vor Entsetzen über den Widerspruchsgeist seines Untergebenen nicht die Luft ausgeht.

„Herr Lieutenant, ich verbitte mir, verstehen Sie mich, ich verbiiiiiii—tte mir Ihr Gekolke.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann“, klingt es zurück, aber schlechte Eigenschaften lassen sich eben so wenig wie schlechtes Skatspiel mit einem Male „auf Befehl“ abgewöhnen; und so kolkt denn der Lieutenant weiter: erstens, weil er ein Kolker ist, und zweitens, weil er im Recht zu sein glaubt.

Ich sage absichtlich: „weil er im Recht zu sein glaubt“; denn daß er sich irrt und daß er nicht Recht hat und daß er einem Vorgesetzten gegenüber stets Unrecht hat, ist ja ganz klar.

„Kolken“ gehört zu jenen Beschäftigungen, die, wie man zu sagen pflegt, nur das Geschäft aufhalten und wenig oder gar keinen praktischen Werth haben.

Manche behaupten sogar, kolken sei entsetzlich unpraktisch, es komme nie Etwas dabei heraus.

Daß die Leute, die so sprechen, Unsinn reden, muß der Lieutenant an seinem eigenen Leibe erfahren.

Der Hauptmann weiß nicht mehr, was er mit seinem Untergebenen anfangen soll. Am Liebsten möchte er ihn ermorden, aber Das geht doch nicht so ohne Weiteres; denn erstens weiß man nicht, ob der Lieutenant ganz stillhalten würde, und zweitens denkt der Hauptmann mit Entsetzen an die endlosen Schreibereien, die entstehen würden, wenn er seine Blutgier befriedigte. Außerdem ist erst kürzlich wieder ein Befehl über die Vereinfachung des Schriftverfahrens gekommen; dagegen darf er nicht verstoßen: er darf keine Schreibereien verursachen, die vermieden werden können.

Mit dem Morden ist es also nichts. Schade!

Wenn die Noth am Größten, ist der Geldpostbote leider nicht immer am Nächsten, — selbst dann nicht, wenn man neben der Post wohnt.

Der Hauptmann hat aber einen kolossalen Dusel: als er sich nicht mehr zu helfen weiß, erscheint der Herr Major.

Der hält noch seinen Winterschlaf und es giebt jetzt noch nicht viel für ihn zu thun. Seine Thätigkeit beginnt erst mit dem Bataillonexerziren: dann wird er den Leuten einmal zeigen, was eine Harke ist.

Je weniger der Mensch zu thun hat, desto mehr ärgert er sich darüber,

daß er nicht „gar nichts" zu thun hat; Das ist eine alte Geschichte. Und so ist denn auch der Herr Major schlechter Laune darüber, daß er doch ab und zu auf das Bureau gehen muß, um seinen Namen einige Male zu unterschreiben.

Der Hauptmann eilt dem Major entgegen, um ihm zu melden, — dann aber auch, um den Lieutenant zu verklagen.

Der Lieutenant sieht, wie die beiden Herrn sich eifrigst mit einander unterhalten, und ihm ahnt nichts Gutes.

Aber mit einem Male wird ihm schwach, denn der Herr Oberst erscheint auf dem Kasernenhof.

„Na, nun gute Nacht", denkt der Lieutenant, „Der hat mir gerade noch gefehlt! Hätte ich jetzt Etwas zu sagen, so würde ich den Kommandeur sofort verabschieden."

Aber leider hat ein Lieutenant gar nichts zu sagen.

Der Oberst müßte nicht Oberst sein, wenn er nicht sofort errathen wollte, daß nicht nur im Staate Dänemark Etwas faul ist, sondern daß auch auf dem Kasernenhof sich nicht Alles in jener tadellosen Verfassung befindet, die er, der Herr Oberst, stets und überall anzutreffen wünscht.

Der Herr Oberst, der Herr Major und der Herr Hauptmann stehen in eifrigem Gespräch bei einander.

Der Kommandeur läßt sich den nach Meinung der anderen Herren sehr verwickelten Fall vortragen und giebt dann eine glänzende Probe seines scharfen, durchdringenden Verstandes, indem er gelassen das große Wort spricht: „Meine Herren, die Sache ist mehr als einfach, — ich sperre den Lieutenant drei Tage ein."

Bums, da sitzt er.

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Lieutenant?" fragt der Oberst, nachdem er den Offizier zu sich herangewinkt und ihm die Strafe, die er ihm zudiktirt hat, mitgetheilt hat. „Sind Sie nun zufrieden?"

„Das kann ich nun eigentlich nicht gerade behaupten", denkt der Lieutenant, „zufrieden bin ich nicht, obgleich ich ja mehr bekommen habe, als mir zusteht, und vor allen Dingen viel mehr, als ich erwartete. Ich habe mehr als genug. Würde ich sagen: ‚Nein, Herr Oberst, ich bin nicht zufrieden', so würde er sagen: ‚Dem Manne kann geholfen werden!' Und die Hilfe würde darin bestehen, daß er mich nicht auf drei, sondern auf fünf, wenn nicht gar auf sieben Tage einsperrte. Und dafür danke ich. Komma, Punktum, Gedankenstrich."

„Zu Befehl, Herr Oberst", giebt er zur Antwort.

„Na, Das freut mich", erwidert der Kommandeur und er freut sich wirklich; denn wer da zufrieden ist, Der widerspricht nicht, Der kolkt nicht.

Gekolkt darf nicht werden, aber die Kolkerei besteht doch und sie wird erst aufhören, wenn der letzte Vorgesetzte begraben sein wird.

Darauf aber kann man noch lange warten.

Freiherr von Schlicht.

Thalia in Amerika.

Wie jung Amerika noch immer ist, beweist seine Kunst. Apollo, der göttliche Weltbürger, hat sich zwar auch bei uns angesiedelt, aber nach Art aller vorsichtigen Einwanderer hat er seine Familie von neun Musen nicht auf einmal mitgebracht, sondern nach und nach herüber kommen lassen. Thalia, die Muse des Theaters, ist zuletzt gekommen und augenscheinlich noch wenig heimisch geworden. Schon oft haben sich die klügsten Leute über diese betrübliche Erscheinung die Köpfe zerbrochen und die Frage aufgestellt, woher es komme, daß die amerikanische Bühne in ihrer Entwickelung so zurückgeblieben sei. Und doch sind die Gründe hierfür „as plenty as blackberries“, wie Falstaff sagen würde. Ein Volk, das Jahrzehnte lang vor allen Dingen mit der Entwickelung und dem Ausbau seines Landes zu thun hatte, mußte seine Aufmerksamkeit in erster Linie der praktischen Seite des Lebens, dem Geschäft, widmen und die ideale Seite, besonders die Kunst, stiefmütterlich behandeln. Die Folge war, daß der Geschäftssinn auf Kosten aller feineren Neigungen unnatürlich entwickelt wurde. Die Zeit nach dem Revolutionkrieg gegen England trieb noch ideale Blüthen und schuf hervorragende Dichter. Aber bald versank die Bevölkerung in die öde Geldmacherei um jeden Preis, die ertötend auf die Dichtkunst wirkte. Es ist heute kein hoffnungvoller Nachwuchs von amerikanischen Dichtern vorhanden, — und die Bühne mußte natürlich mit darunter leiden. Während die Kulturländer der alten Welt, die der Amerikaner so gern als in jeder Beziehung ausgemergelt bezeichnet, immer neue Talente hervorbringen, ist Amerika eine dramatische Sahara. Nur wenige Zwergtalentchen wachsen hier. Freilich: es geschieht bei uns auch nichts, um Talente zu züchten und zu pflegen. Die Bühnenverhältnisse sind der Züchtung von Talenten geradezu feindlich. Vor allen Dingen haben wir kein stehendes noch auch städtisch oder staatlich unterstütztes Theater in streng europäischem Sinn des Wortes; nicht einmal in New-York, das trotz dem blaustrümpflerischen Boston, der literarischen Hochburg Amerikas, in Theatersachen den Ton angiebt, weil New-York eben die Hauptstadt des Landes ist. Alle Neuheiten der Bühne erscheinen zuerst in New-York. Hat ein Stück einen entschiedenen Erfolg davongetragen, so bildet der glückliche Direktor mehrere Truppen und schickt sie und die Haupttruppe nach den größeren Städten des Landes, wo sie eine oder mehrere Wochen in einem vorher gemietheten Theater den jüngsten Erfolg dem Publikum vorführen. Nach ihnen kommt sofort die Truppe eines anderen Direktors mit einem anderen Stück, — und so gehts fort bis zum Schluß der Spielzeit. Diese Reisen gehen gewöhnlich südwärts bis nach San Francisko und dann nördlich zurück oder umgekehrt. Auch kleinere Städte werden manchmal „mitgenommen“, doch spielt die Truppe da selten länger als einen einzigen Abend. Es giebt Direktoren, wie z. B. die deutschen Gebrüder Frohmann, die ein Dutzend solcher Reisetruppen von New-York aus leiten.

Aber wie sehen unsere Bühnenerfolge aus? Es sind selten die Erfolge einheimischer Verfasser. Der amerikanische Theaterdirektor ist zuerst Geschäftsmann. Die Kunst und deren Förderung ist ihm völlig gleichgiltig. Am Gleichgiltigsten ist ihm jedoch der heimische Bühnendichter. Das Stück eines knospenden heimischen Dramatikers aufzuführen, erscheint ihm als ein eben so gefährliches

wie leichtsinniges Wagniß, bei dem er Geld, viel Geld verlieren kann. Und das gerade Gegentheil ist sein Bestreben. Also hält er wachsam Umschau in Berlin, Paris und London, ob da ein neues Stück Erfolg hat. Kaum ist Das der Fall, so kauft er es dem beneidenswerthen Dichter noch warm unter den Händen weg, um es in New-York aufzuführen. Da hat er die Aussicht, viel Geld zu verdienen. Gegen die Konkurrenz der Sardou, Rostand, Blumenthal, Kadelburg, Pinero kann der amerikanischen Dichter natürlich nicht ankämpfen. Sein bescheidener Pegasus wird von dem fremden Vollblut um mindestens eine Pferdelänge geschlagen. Er kann nur blutige Thränen vergießen und bedauern, daß er in der Wahl seines Vaters nicht vorsichtiger war und sich nicht in Europa zur Welt bringen ließ. Ab und zu schleicht der Eine oder Andere von ihnen zum Tyrannen vom Theater, das Manuskript im Gewande. Ab und zu ist der Tyrann gnädig gesinnt und nimmt das Manuskript wirklich entgegen. Doch dann liegt es im riesigen Kassenspind des Direktors begraben und feiert erst seine Auferstehung, wenn der verzweifelte Dichter mit dem kläglich gerissenen Geduldsfaden erscheint und sein Manuskript zurückholt.

Die wenigen dramatischen Dichter von neuzeitlichem Empfinden, die wir besitzen, haben es einmal mit der „Freien Bühne" nach europäischem Muster versucht, um sich vors Publikum zu bringen und die Direktoren auf sich aufmerksam zu machen. Doch auch dieser Versuch scheiterte kläglich, weil unser Publikum für realistische dramatische Dichtungen keinerlei Verständniß hat. Die vom englischen Verwandten geerbten Moralbegriffe und die daraus entstehende Heuchelei und Pruderie machen es für den Anglo-Amerikaner unmöglich, moralische Wahrheiten selbst auf der Bühne zu vertragen. Hauptmanns „Hannele" rief Entrüstung hervor, wegen des darin vorkommenden Heilandes, und die realistische Atmosphäre stieß die Leute ab. Des Amerikaners Geschmack in Theatersachen — wie in der Kunst überhaupt — ist ein kleinstädtischer. Er will von der Bühne nicht an das Elend seiner Mitmenschen erinnert oder auf ihre Verworfenheit aufmerksam gemacht sein. Sein Standpunkt ist: „Give me a clean play"! Rein muß das Stück vor Allem sein. Auf der Bühne müssen die Menschen nicht sein, wie sie sind, sondern, wie sie sein sollten. Wird das Laster wirklich vorgeführt, so muß es ein möglichst anständiges Laster sein und unter allen Umständen zum Schluß der lichten Tugend unterliegen. Sein Ideal bleibt das Theater, von dem er weiß: es geht darin so harmlos zu, daß Familien daselbst Kaffee kochen könnten. Im Uebrigen zieht er die heiteren Stücke, die ihm nichts zu denken geben, allen anderen vor. Er hat den Tag über auf echt amerikanische Weise der nervenzerrüttenden Jagd nach dem Dollar obgelegen. Da ist ihm am Abend der seichteste Schwank gerade recht, um ihm zu ermöglichen, über heitere Situationen und Witze zu lachen. Das thut ihm auch als Dyspeptiker gut. Dabei verdaut er noch einmal so bequem.

Ein kluger und braver Dichter beherzigt diese kindlich bescheidenen Ansprüche des Publikums. Alles muß zweifelsohne sein und hochanständig und um Gottes Willen nicht dekolletirt. Jeder Vater muß seine Frau und Tochter mitbringen können, ohne gezwungen zu sein, sie in gewissen Szenen in der Garderobe abzugeben, und jede Sonntagsschullehrerin muß erbaut nach Hause gehen können. Noch Eins jedoch muß der brave Dichter beherzigen: den „Star"! Der „Star"

ist das schlimmste Unkraut, das auf der amerikanischen Bühne wuchert. Er ist der Despot des Theaters, vor dem selbst der Direktor zittert. Bald ist er weiblichen, bald männlichen Geschlechtes; aber ohne ihn ist eine Truppe undenkbar. Das weiß der brave Dichter und so schreibt er sein Stück von vorn herein dem „Star" auf den Leib. Er wird also zum ganz gewöhnlichen dramatischen Schneider. Natürlich: auch der dramatische Schneider verschneidet oder vernäht sich. Bei der Anprobe paßt Manches nicht und Manches, was paßt, will der anspruchsvolle „Star" geändert haben. Da geht unerbittlich der letzte Rest aller dichterischen Feinheit zum Teufel, denn nicht das leidenschaftlich pulsirende Dichterherz diktirt, sondern der launische, immer nur nach Effekten schielende Star, und statt eines fein ersonnenen und fein aufgebauten Kunstwerkes wird daraus eine steife, nüchterne Schneiderarbeit. Solcher dramatischen Schneider haben wir denn auch verschiedene wie z. B. Bronson Howard, Paul Potter, Gustav Thomas, Stephen Fiske u. A. im ernsteren Drama oder Charles Hoyt in der Posse. Hoyt ist noch einer der eigenartigsten, denn er besitzt ein starkes satirisches Talent, mit dem er die Schwächen seiner Landsleute lächerlich macht. Kein Anderer könnte Das wagen, denn der Dünkel des durchschnittlichen Amerikaners verträgt zwar in Scheffeln die fadeste Schmeichelei, aber nicht ein einziges Körnchen bitterer Wahrheit. Neben Hoyt sorgen noch mehrere Possendichter für das Unterhaltungbedürfniß der großen Menge, von der Posse abwärts bis zum Gipfel alles Sinnlosen, der „Ueber-Posse" oder „Extravaganza", wie sie hier genannt wird. Der Mangel an Inhalt wird da zum Verdienst, wie jener Possendichter beweist, der im Programm ein Faß Aepfel Dem versprach, der irgend einen Sinn in seinem Stück entdecken würde. Aber die Krone der amerikanischen Bühnenliteratur bleibt doch das mehr mit der Axt zugehauene als mit der Feder geschriebene Melodrama, das fast ganz heimisches Fabrikat ist. Sein vornehmster Zweck ist die Rührung, die mit den gewaltsamsten Mitteln erreicht wird, und die grobe Sensation. Es ist das Drama der großen Masse; der Inhalt ist immer der selbe. Der harthändige Mann des Volkes erfährt da die Würdigung, die ihm im gewöhnlichen Leben versagt wird. Er rettet das Kind des reichen, aber um so lasterhafteren Arbeitgebers aus einem brennenden Stall oder dem wüthenden Ozean oder wird selbst in dem Augenblick gerettet, wo ihn der Bösewicht von einer Dampfsäge durchschneiden oder einer Lokomotive überfahren lassen will. Und noch trocknet sich das Publikum die nassen Augen, — da wird die Handlung unterbrochen und auf den erschütternden Ernst folgt die groteske Lustigkeit in Gestalt von Spezialitäten-Künstlern wie dem zerlumpten Strolch, der sich an der unrasirten Backe seines Kameraden ein Streichholz ansteckt und auf der brennenden Cigarre „Heil Columbia" spielt. Auf die Thränen der Rührung folgen ohne irgend welchen Uebergang Lachthränen. . .

Vielen Autoren ist aber selbst diese Art von Schaffen noch zu gefährlich und besonders zu mühsälig. Bei dem kommerziellen Geist, der selbst dem himmelblausten amerikanischen Lyriker innewohnt und ihm die erhabensten Gefühle werthlos erscheinen läßt, wenn er sie nicht in Dollarbills umsetzen kann, ist jedem Autor der Gedanke ein Abscheu, er könnte arbeiten, ohne sofort hundert Prozent dabei zu verdienen. Wer bei uns für die Bühne schreiben und dabei Geld „machen" will, schreibt nicht Stücke, sondern schreibt sie ab. Er stiehlt sie anderen Leuten,

nur nennt er es mit echt amerikanisch-angelsächsischer Schönfärbung alles Unrechten nicht stehlen, sondern „to adapt“. So „adaptirt“ er Ludwig Fuldas „Verlorenes Paradies“ oder „Haasemanns Töchter“ von L'Arronge oder „Pension Schöller“ von Laufs oder „Mademoiselle Nitouche“, überträgt die Handlung nach England oder Amerika, „verbessert“ das Stück „unendlich“, wie er glaubt, durch allerlei eigene dilettantische Ungeheuerlichkeiten, — und eines Tages ist es „sein Stück“ und erscheint unter seinem Namen. Das klassischste Beispiel dieser fröhlichen Art von Bühnenschriftstellerei bleibt für mich immer ein Stück, das früher im Westen unter folgender Ankündigung aufgeführt wurde: Henry Faust, großes Liebesdrama in fünf Akten von L. F. Henderson. (Nach einer Idee des wohlbekannten Dichters Goethe). Selten besitzt der Verfasser Anstand genug, die Herkunft des adaptirten Musenkindes anzugeben. Die dramatischen Abschriftsteller, die auf diese eben so bequeme wie nützliche Art dichten, sind unsere eigentlichen Dramatiker. Ihrer giebt es eine schwere Menge, Männlein und Weiblein. Diese Manier, zu dichten, behagt dem Amerikaner außerordentlich, denn sie unterscheidet sich nicht von irgend einem anderen Geschäft. Nur ist eine solche Theaterstück-Fabrik doch noch immer nobler als z. B. eine lumpige Schuhnägel-Fabrik. Den dramatischen Fabrikbesitzer umgiebt sogar ein ganz besonderer Heiligenschein und Namen wie William Gillette, Sidney Rosenfeld oder Martha Morton sind hochgeachtet. Der Durchschnittsmensch weiß diese Geschäftsdichter nicht vom echten Dichter zu unterscheiden. Noch weniger weiß er, daß sie mit fremden Kälbern pflügen.

New-York. Henry F. Urban.

Selbstanzeigen.

Der Egoismus. Unter Mitwirkung von Frau Dr. Lou Andreas-Salomé, Dr. Wilhelm Bölsche, Dr. Walther Borgius, Hans Brennert, Professor Dr. A. Döring, Dr. Paul Ernst, Professor Dr. Albert Haas, Julius Hart, Dr. Kurt Jahn, Fräulein Marie Mellien, Hjalmar Schacht und Dr. R. Steiner herausgegeben von Arthur Dix. Verlag von Freund & Wittig in Leipzig. 26 Bg. gr. 8°. Preis 8,60 Mark.

Je mehr wir uns dem Jahre 1900 nähern, um so zahlreicher werden die Werke, die einen Rückblick auf das scheidende Jahrhundert werfen. Auch unser Werk hat Etwas von einer solchen Rückschau. Der eine Beobachter läßt sein prüfendes Auge über die Naturwissenschaften gleiten, der Andere über die Philosophie; Dieser über Kunst und Literatur, Jener über Religion und Politik;

hier wird das Rechts- und Wirthschaftleben untersucht, dort der soziale Organismus, die Familie, die Nation. Ueberall aber ist der Gesichtspunkt der selbe, nämlich der des Egoismus. Das neunzehnte Jahrhundert, in dem Stirner und Nietzsche im Gegensatz zu Comte den Egoismus als rücksichtlosen und absoluten Alleinherrscher einzusetzen unternahmen, dieses Jahrhundert, eingeleitet durch den elementaren Ausbruch des Massenegoismus in der großen Revolution, dieses Jahrhundert, in dem Herrenrecht auf Herrenrecht dem gleichen Recht für Alle gewichen ist, dieses Jahrhundert, dessen Jugend einen Bonaparte sah und dessen Reife einen Bismarck erlebte, der den nationalen Egoismus, einen Karl Marx, der den Klassenegoismus des Proletariates zu ungeahnter Flamme entfachte, dieses Jahrhundert, in dem das weibliche Geschlecht einen neuen Egoismus entwickelte und zum Kampf der Geschlechter die Fahne entrollte —: dieses sturmdurchtobte Jahrhundert des ungeheuren Streites der Einzelnen und der Massen, der Klassen, Stände und Geschlechter, der wirthschaftlichen und nationalen Verbände fordert für seine Betrachtung gebieterisch den Gesichtspunkt des Egoismus. Die großen Konflikte spielen sich nicht zwischen Egoismus und Altruismus, sondern im weiten Bereich des Egoismus selbst zwischen den Einzelnen, zwischen dem individuellen und dem kollektiven Egoismus und zwischen dem Egoismus der Gruppen ab. Unser Werk besteht aus fünfzehn Abschnitten. Der erste, den Wilhelm Bölsche verfaßt hat, untersucht das „Ego" der Wesenseinheit nach den Leitsätzen unserer heutigen naturwissenschaftlichen Einsichten. Die naturwissenschaftliche Zergliederung der Einzelwesen läßt schon das Individuum selbst als „verkappten Sozialverband" erkennen und stützt und erleichtert dadurch die Vorstellung vom Egoismus der Wesensvielheiten. Die Abhandlung des Herausgebers über den Egoismus der sozialen Gruppe baut dann auf dieser Grundlage weiter, zeigt den Gruppen- und Massenegoismus in seinen verschiedenen Formen und den Antagonismus zwischen Individuum und Gruppe. Unter Anderem wird der vielgeschmähte Standes-Egoismus erörtert und untersucht, wie die soziale Gesetzgebung der modernen Kulturstaaten im Widerstreit der verschiedensten Gruppeninteressen entstanden ist.

Dem schließt sich die Behandlung spezieller Gruppen an: der Familie durch Hjalmar Schacht, der Nation durch Dr. Kurt Jahn. Den Egoismus der Geschlechter, der die Frauenfrage in sich schließt, bespricht Marie Mellien, den Egoismus in der Politik Dr. Paul Ernst, den Egoismus im Rechtsleben Dr. Walter Borgius, den Gruppenegoismus in der Geschichte Professor Albert Haas (Pennsylvania), den Egoismus in der Wirthschaft der Herausgeber, den Egoismus in der Erziehung Professor A. Döring, den Egoismus in der Liebe Hans Brennert. Endlich treten wir in die reinen Geistesgebiete: Philosophie Dr. Steiner, Kunst Dr. Jahn, Literatur Julius Hart und Religion Lou Andreas-Salomé. Schon diese Stichworte und die Namen der Autoren lehren, daß der Inhalt des Gesammtwerkes zu vielgestaltig ist, als daß es möglich wäre, seinen ganzen Inhalt unter eine trockene Formel zu bringen oder eine Quintessenz des Buches in wenigen Zeilen zu geben. Wenn ich persönlich eine „Tendenz" bekennen darf, die auch in anderen Theilen des Werkes, nicht nur in Dem, was ich selbst geschrieben habe, zum Ausdruck kommt, so neige ich zu einer besonders hohen Einschätzung des nationalen Egoismus; denn er scheint mir mehr als irgend ein anderer Gruppenegoismus die Ein- und Unterordnung des Individuums zu for-

dern, dafür aber überreich als Lohn zurückzugeben, was er nimmt. Die wahre Förderung der „Menschheit" ist nicht von der Verfolgung eines schemenhaften Menschheitideals, sondern von der wetteifernden Arbeit der tüchtigsten Nationen zu erwarten, die herrschen, weil sie werth sind, zu herrschen. Dieser zum Weltmachtegoismus aufsteigende nationale Egoismus, an dem es den Deutschen am Längsten von allen zur Herrschaft berufenen Nationen gebrach, ist das Zeichen, in dem wir kämpfen müssen und hoffentlich siegen werden. Und deshalb ist das Buch „Den Manen Bismarcks — allen treuen deutschen Dienern — allen starken Vollnaturen" gewidmet.

Arthur Dix.

Zur Arbeiterwohnungfrage. Kölner Verlags-Anstalt.

Dieser Schrift liegt der Gedanke zu Grunde, die entbehrlichen Geldmittel und zersplitterten Ersparnisse der Arbeiter zu kleinen Vermögen zu sammeln und zum Bau von Arbeiterwohnungen anzulegen. Das soll erreicht werden durch eine Staats-Lotterie, in der alle Einsätze zur Vertheilung gelangen. Die Gewinne — alle gleich hoch — werden erst ausbezahlt, nachdem sich der Gewinner auf preußischem Gebiet ein Haus gebaut hat, das den Charakter einer Arbeiterwohnung zeigt. Durch die Einrichtung von Reihenloosen wird bei regelmäßigem Spiel der Einsatz dadurch in eine Spareinlage verwandelt, daß dem Spieler, nach einer gewissen Anzahl von Jahren erfolglosen Spielens, alle Einsätze unter verhältnißmäßig geringem Verlust zurückerstattet werden. Dem Arbeiterstand sollen auf diese Weise die vielen Millionen, die er jährlich im Lotteriespiel verliert, erhalten bleiben, er selbst soll den Vortheil, den die Hauseigner aus Arbeiterwohnungen ziehen, genießen und vor Allem soll er menschenwürdige Wohnstätten erhalten, — alles Das nicht durch fremde Hilfe, sondern aus eigener Kraft.

Köln. Emil Bau.

Ein Tag in Lebensheim. Zweite illustrirte Auflage. Verlag des Lebensheimer Erziehungvereins, in Kommission der Baedeckerschen Buchhandlung. Elberfeld, Preis 50 Pfennige.

Vor hundert Jahren begann der Naturalismus mit einem Erzieher, Rousseau. Der „Sturm und Drang" war erst der Donner, der auf den pädagogischen Blitzschlag folgte. Unser heutiger Naturalismus sandte die Freilichtmaler voraus, ließ das Gros der Künste nachrücken und sparte die modernen Natur-Erzieher als Schlußeffekt auf. Das deutsche, besonders das preußische Schulwesen, hoch wie niedrig, ist in ein solches Prokrustesbrett von Verfügungen eingezwängt, daß die Flucht aus dem dumpfen Schul-„Atelier" zur Freilicht-Erziehung nicht leicht war.

Elberfeld. Peter Johannes Thiel.

Fürstenspiegel.

Mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit kehrt unsere historisch-politische Literatur immer wieder zur Betrachtung des Lebens und der Werke Niccolos Machiavelli zurück, um in weiterer Folge die verschiedenen Probleme zu erörtern, die im Laufe von vier Jahrhunderten an den Namen des Florentiners geknüpft worden sind. Viel Geistreiches und Zutreffendes ist vorgebracht worden. Bei Alledem läßt sich indessen der Zweifel nicht abweisen, ob zur Aufhellung der Grundgedanken, auf denen unsere moderne Auffassung des staatlichen Lebens und der verfassungmäßigen Monarchie insbesondere beruht, es wirklich zweckdienlich erscheinen kann, als Ausgangspunkt der Erörterung die Schriften eines Diplomaten der Renaissance zu wählen. Um was handelt es sich in der Politik? Um der Menschheit große Gegenstände, wie der Dichter sagt, um Herrschaft und Freiheit. Allen staatlichen Gebilden alter und neuer Zeit verleiht ihre Signatur die besondere Art der Gestaltung des äußeren und inneren Verhältnisses von Regirenden und Regirten, Herrschenden und Beherrschten. So weit nicht ein revolutionärer Drang auf eine radikale Umgestaltung der Regirungform hinzielt, müßte naturgemäß das gemeinsame Streben aller am Kulturstaat Mitbetheiligten dahin gehen, dieses Verhältniß für beide Theile dauernd zu einem innerlich befriedigenden zu machen. Der Regirende soll sich glücklich fühlen im Vertrauen und der Zuneigung des Volkes, das Volk soll freudig und stolz zu seinem Oberhaupt emporblicken dürfen als dem Führer zu jeglichem Gedeihen und jeglicher Gerechtigkeit. Ein solches Verhältniß kann, so viel leuchtet unmittelbar ein, nicht von vorn herein durch allgemeine, das Maß des Befehlens und des Gehorchens regelnde Gesetze, und wären sie noch so klug ersonnen, gegründet und befestigt werden. Es kann sich nur allmählich ausbilden durch ein Miteinander- und Füreinanderleben in der Geschichte. Die natürlichen Anlagen und der sittliche Charakter des Volkes werden es aber vornehmlich sein, die in Verbindung mit den besonderen äußeren Bedingungen, unter denen das Gemeinwesen sich entwickelt, die staatliche Organisation zu einer lebensvoll eigenartigen machen und die Persönlichkeit des Staates bedingen. Die in mancher Hinsicht so bewundernswerthe Renaissancekultur war im Grunde doch wesentlich ein künstliches Erzeugniß, eine treibhausartig entfaltete Nachblüthe des antiken, insbesondere des hellenischen Geistes. Machiavelli blieb den wunderbarsten Schöpfungen der zeitgenössischen Kunst gegenüber gleichgiltig, seine Seele war aber tief ergriffen von der Erinnerung an die Macht und die virtus der alten Römer. Die Idee, die von dem Verfasser des Principe in die historische Gestalt des Cesare Borgia hineingebildet ist und diese zur typischen erhöht, ist daher als ein Produkt der

Abstraktion zu betrachten, und zwar der Wahnvorstellung, daß die Größe Roms vor Allem der skrupellosen Brutalität seiner Staatskunst zu danken sei.

Seit unsere Literatur sich in Lessing zur Selbständigkeit ermannte, weist sie eine eigenthümliche Vorliebe für historische „Rettungen" auf. Diese Neigung stammt aus einem tiefen Gefühl der Gerechtigkeit, das in der deutschen Seele schlummert, ferner aber auch aus einer lebhaften Empfindung für den Beruf des deutschen Gedankens, eingewurzelte Irrthümer und Vorurtheile zu zerstören. So ist es denn unser Herder, der vornehmste Vertreter der Humanität und der Rechte des Volksgemüthes, als Solcher ein Antipode des Machiavelli, der zur Rettung des seit Jahrhunderten von den verschiedensten Seiten her verdammten und verlästerten Mannes die Formel findet, die seitdem als eine vollkommen ausreichende Rechtfertigung des Buches vom „Fürsten" gegolten hat. „Dieses Buch", sagt Herder im achtundfünfzigsten seiner Briefe zur Beförderung der Humanität, „ist ein rein politisches Meisterwerk für italienische Fürsten damaliger Zeit, in ihrem Geschmack, nach ihren Grundsätzen. Wenn, sagt Machiavelli gleichsam, das Ringen um die Macht Euer Lebensberuf, Euer Handwerk ist, so lernt es recht, daß Ihr nicht so unselige Pfuscher bleibt, als ich Euch zeige, daß Ihr seid und waret." Die ruchlosen Rathschläge des Principe sollen also gerechtfertigt sein durch den hypothetischen Charakter des Werkes. Besonders grell tritt diese Ansicht in der Wendung hervor, die Arthur Schopenhauer dem herderschen Gedanken giebt. „Machiavellis Problem", erklärt der frankfurter Philosoph, „war die Auflösung der Frage, wie sich der Fürst unbedingt auf dem Thron erhalten könne, trotz inneren und äußeren Feinden. Sein Problem war also keineswegs das ethische, ob ein Fürst als Mensch Dergleichen wollen solle oder nicht, sondern das rein politische, wie er, wenn er es will, es ausführen könne. Dem Machiavelli die Immoralität seiner Schrift vorwerfen, ist eben so angebracht, als es wäre, einem Fechtmeister vorzuwerfen, daß er nicht seinen Unterricht mit einer moralischen Vorlesung gegen Mord und Todschlag eröffnet." Das Argument mag plausibel klingen; aber der durch die Predigt Luthers und Calvins geschärfte moralische Instinkt der germanisch empfindenden Welt hatte sicheren Blickes die Thatsache erkannt, durch die Schopenhauers Urtheil entkräftet wird. Wer Anweisungen giebt, wie ein Volk zu beherrschen, also — wofern nicht die brutale Vergewaltigung zum obersten Prinzip erhoben werden soll — sittlich zu leiten sei, darf von der ethischen Frage nicht absehen. Der Fechtmeister darf seine Schüler alle Kunstgriffe zur Tötung eines Menschen lehren, — aber doch nur unter der Voraussetzung, daß er einen legitimen Gebrauch der gelehrten Geschicklichkeit im Auge hat; er wird zum Mitschuldigen, wenn er mit Bewußtsein Banditen abrichtet. Cesare Borgia aber war ein Bandit; und kaum etwas Besseres

als Banditen waren fast alle die Capitani und päpstlichen Nepoten, die, nicht ohne Thatkraft und Gewandtheit, aber mit den ruchlosesten Mitteln zur Befriedigung persönlicher Habgier und Herrschsucht die Macht zu erraffen suchten. Machiavellis „Fürst" ist in erster Linie eine Legitimirung des Banditenthumes. Da er aber dem künstlerisch zurechtgefälschten Bilde des Borgia in der abstrakt und einseitig erfaßten Idee altrömischer Größe eine für die romanische Welt damaliger Zeit außerordentlich wirksame Folie zu geben wußte, hat sein Buch einen politischen Einfluß geübt wie wohl kaum ein zweites in der Weltgeschichte. Karl V. zählte es zu seinen Lieblingsbüchern, Katharina Medici nahm es als Vademecum und Schatzkästlein der Regirungskunst mit nach Frankreich und ihr Sohn Heinrich III. bewahrte es unter dem Kopfkissen, wie der makedonische Alexander die Gedichte des Homer. Die von Machiavelli geförderte Ueberspannung des Herrscherrechtes, das Emporschrauben des monarchischen Selbstgefühles zu der dynastischen Selbstvergötterung der Bourbonenkönige, die Loslösung des Königthumes von jeder Rücksicht auf die natürliche Moral und auf die legitimen Interessen und Ansprüche des arbeitenden Volkes hat vielleicht dazu beigetragen, Frankreich so rasch jene Höhe der Macht und des Glanzes ersteigen zu lassen, auf der es dann die Bewunderung der Welt auf sich zog. Eben hierin ist aber auch die Hauptursache jener revolutionären Raserei zu erblicken, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die historischen Grundlagen des Staates von Grund aus zerstörte. Und wenn heute die französische Republik auf den Wogen großstädtischer Parteileidenschaft steuerlos dahintreibt und ängstlich, aber vergebens, nach einem Ankergrund der Gerechtigkeit ausschaut, so sind in nicht geringem Maße dafür die verderblichen Grundsätze verantwortlich, die Frankreichs Könige dem Buch des Machiavelli allzu bereitwillig entnommen haben.

Für uns Deutsche ist der Machiavellismus, jene Grundlehre des Principe, staatliche Herrschaft könne durch rücksichtlose Gewaltthat begründet werden, ein für allemal abgethan durch Friedrich den Großen. Nicht sowohl durch die gegen Machiavelli gerichtete polemische Jugendschrift als vielmehr durch seine Thaten, seine ganze königliche Persönlichkeit. Indessen muß hier auch das Büchelchen, das er als Kronprinz schrieb, erwähnt werden. Als Voltaire den Antimachiavel gelesen hatte, schrieb er: „Gnädigster Prinz, ich glaube, der erste Rath, den Machiavelli einem Jünger gegeben haben würde, wäre gewesen, eine Widerlegung seines Buches zu schreiben." Das war ein guter Witz, aber eine ganz unzutreffende Kritik. Die Erstlingsschrift des großen Königs ist ganz ehrlich. Wenn auch der Verfasser, wie aus seinem Briefwechsel mit Voltaire hervorgeht, das Buch vom Fürsten nur in einer französischen Uebersetzung zur Hand gehabt und schwerlich ganz durchgelesen hat, so traf seine Polemik doch das Wesen

des Machiavellismus im Kern. In schwachen Händen war die rein dynastische Staatskunst, die im Roi-Soleil sich mit blendendem Glanz umgeben hatte, zu jener verächtlichen Staatskünstelei herabgesunken, die ihr Genügen fand in ruhelosen Hofkabalen, in einem tändelnden Spiel mit den Staatsinteressen — le roi s'amuse —, in frivol unternommenen Kabinetskriegen, in jener ganzen Lakaien- und Maitressenwirthschaft, wodurch die Regirung Ludwigs des Fünfzehnten gekennzeichnet ist. Dieser Politik der Entartung stellte Friedrich seine eigene gegenüber, die Politik seines auf der Grundlage eines sittlich gesunden Volkslebens ruhenden Staates und einer Regirung, die nur das eine Bestreben kannte, den vitalen Interessen dieses Staatswesens gerecht zu werden. Kein Zweifel, daß Friedrich in seiner auswärtigen Politik vielfach zu Maßnahmen griff, die nicht als allgemeine, für jeden Privatmann giltige Lebensregeln empfohlen werden können. Aber er, der größte Staatsmann und Feldherr seines Jahrhunderts, wußte lange vor Clausewitz aus seiner Erfahrung, daß, wie der Krieg eine Fortsetzung der Politik ist mit gewaltsamen Mitteln, so der internationale Friedensstand im Grunde eine Fortführung des Krieges in den Formen des Rechtes. Und à la guerre comme à la guerre. Die Kriegführung ist seit der Zeit des Siebenjährigen Krieges, entsprechend den von Friedrich wesentlich geförderten allgemeinen Fortschritten der Civilisation, menschlicher geworden und hoffentlich wird es gelingen, den Rechten der Humanität mit der Zeit noch ein größeres Gebiet zu erobern; aber der Krieg wird bleiben und mit ihm der Staat, die Organisation, worin die Völker ihren Kampf ums Dasein führen. Die hohe Sittlichkeit der fridericianischen Regirung beruht auf der vollkommenen Identifizirung des Fürsten mit dem Staat. Der große König ging mit seiner Persönlichkeit ganz in der des Staates auf; er fühlte, dachte, wollte nur als Staatsoberhaupt, als Homme-Etat.

Aus der Ueberlegenheit seines Geistes und seiner politischen Einsicht über den — in staatlichen Dingen — thatsächlich beschränkteren Verstand seiner Unterthanen und aus dem rastlos unermüdlichen Fleiß, mit dem er die Interessen seines Volkes wahrzunehmen bemüht war, konnte Friedrich die sittliche Berechtigung herleiten, die Regelung auch der geringfügigsten Angelegenheiten der verschiedenen Volkskreise in den Bereich seiner Herrschaftbefugniß zu ziehen. Durch eine wunderbare Fügung des Schicksals war dafür gesorgt, daß dieser wohlgemeinte und auf einer bestimmten Stufe staatlicher Entwickelung wohlthätig wirkende Despotismus nicht allzu früh in drückende, den Fortschritt hemmende Tyrannei ausartete. Als reiner Rationalist, in einer sehr wenig religiös gestimmten Zeit lebend, ermangelte der König des Verständnisses für die Bedeutung des religiösen Gefühles im Völkerleben. Er betrachtete die „Vorstellungen der Unterthanen von Gott und göttlichen Dingen" als eine Angelegenheit, die den Staat gar nicht berührte, dem Staat gleichgiltig

sein konnte. Aus dieser Anschauungweise heraus, nicht etwa aus Toleranz im Sinn des Liberalismus, gewährte er ohne Bedenken eine bis dahin in der Weltgeschichte nicht gekannte Religionfreiheit. Vielleicht noch bedeutsamer — und ein unberechenbares Glück für Preußen und Deutschland — war der Umstand, daß der König kein Deutsch verstand. So konnte der ihm ebenbürtige Herrscher im Reich des freien Geistes, Wolfgang Goethe, obwohl sein ganzes Wesen dem Geschmack des Königs zuwider sein mußte, unbehelligt, weil unbeachtet, seine Bahn des Ruhmes wandeln und die deutsche Muse, das schüchtern-zarte Mädchen, mochte nach Herzenslust singen, ohne Scheu vor preußischer Censur oder einer — unter Umständen nicht minder bedenklichen — preußischen Staatsbegünstigung.

Trotz allen diesen die Königsherrschaft mildernden und einschränkenden Umständen herrschte beim Tode Friedrichs das Gefühl allgemein, daß der Absolutismus über das Maß innerer Berechtigung hinaus die Staatsgewalt an sich gerissen habe. Die Einsicht dämmerte auf, daß nur durch Mitarbeit des Volkes an den staatlichen Angelegenheiten eine den allgemeinen Interessen entsprechende Verwaltung des Staates gesichert werden könne. Sehr unklar waren und blieben noch lange die Ansichten über die Mittel und Wege, wie die neue Fundamentirung des Staates ins Werk zu setzen sei. Das Aufathmen der gebildeten Klassen beim Tode des großen Fürsten und der Freudentaumel, der seinen schwachen Nachfolger als den Vielgeliebten begrüßte, war aber ein hinlänglicher Beweis dafür, daß die rein persönliche Königsherrschaft den Freiheitbedürfnissen einer fortgeschrittenen Kultur nicht mehr entsprach.

Seit einem halben Jahrhundert haben wir eine preußische Verfassung, seit einem Menschenalter eine deutsche. Dadurch ist in beiden über einander geschichteten und in einander geschobenen Staatswesen ein Kondominium zwischen Fürst und Volksvertretung geschaffen. Niemand wird sagen können, daß die der Regirung zustehenden Staatsgeschäfte dadurch vereinfacht und für den Einzelnen leichter übersehbar geworden wären. Dazu kommt eine Entwickelung der mannichfachsten wirthschaftlichen Kräfte und sozialen Assoziationen zu einer Selbständigkeit, die sich nur widerstrebend, nur durch behutsamste und sachkundigste Behandlung, der Gesetzmäßigkeit des staatlichen Ganzen einfügen läßt. Der Fürst des Machiavelli weiß von sozialen Voraussetzungen und Bedingungen des Staatslebens nichts. Für einen Räuber und Banditen lautet ja die soziele Frage sehr einfach: Ist Beute zu holen oder nicht?

Nur bei einem durch „Literatur" so verbildeten Volk, wie es die heutigen Deutschen sind, ist die Verkehrtheit erklärlich, aus dem Verfahren eines Borgia Analogien abzuleiten. Der historisirende politische Dilettantismus, wie er leider üblich ist, wirkt aber in einem Maße korrumpirend auf das öffentliche Urtheil, daß ein Protest dagegen zur Pflicht für jeden Freund des Vaterlandes wird, der nicht bereits im Taumel einer eingebildeten Weltherrschaft die wahren Grundlagen staatlicher Größe ganz und gar vergessen hat. Karl Trost.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.